



Anne Dieter (Hrsg.)

Mit Kinderschuhen im Gepäck

Biografische Skizzen

Mit Kinderschuh im Gepäck
Anne Dieter (Hrsg.)

Anne Dieter (Hrsg.)

Mit Kinderschuhen im Gepäck

Biografische Skizzen

Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Universitätsverlag Potsdam 2015

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: 2292
E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Druck: docupoint GmbH Magdeburg
Satz: Elisabeth Döring, wissen.satz
Covergestaltung: Jana Ehrenberg

Bildquellen für den Umschlag jeweils v. l. n.:

- U 1 Otto Lilienthal [<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Otto-lilienthal.jpg>].
Emmeline Pankhurst [http://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AEmmeline_Pankhurst_adresses_crowd.jpg].
Maria Montessori [http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Maria_Montessori#mediaviewer/File:Maria_Montessori1913.jpg].
Frida Kahlo [http://az.wikipedia.org/wiki/Frida_Kahlo].
U 4 Janusz Korczak [http://commons.wikimedia.org/wiki/Janusz_Korczak#mediaviewer/File:Janusz_Korczak.PNG].
Hilde Domin [<http://www.exilpen.net/mitglieder/late/hilde-domin.html>].
José Saramago [http://de.wikipedia.org/wiki/Jos%C3%A9_A9_Saramago].
Jil Foto privat

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-86956-327-5

Zugleich online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der
Universität Potsdam:

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus4-77887](http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-77887)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-77887>

Inhaltsverzeichnis

- 7 Vorwort – Vom Seminar zur eigenen Publikation
9 Menschen und ihre Geschichten im Spannungsfeld
 von Natur und Kultur
 Anne Dieter
- 20 Warum schreibe ich über Otto Lilienthal?
21 Von den Störchen fliegen lernen – Das Leben des Otto Lilienthal
 Franziska Berner
- 36 Warum schreibe ich über Emmeline Pankhurst?
37 Mit Leidenschaft in den Kampf – Die Suffragette Emmeline Pankhurst
 Jasmin Lambert
- 50 Warum schreibe ich über Maria Montessori?
51 Eine Frau in einer Männerwelt – Maria Montessori
 Janine Hahn
- 66 Warum schreibe ich über Frida Kahlo?
67 Frida Kahlo – Eine willensstarke Frau
 Sophia Leontinowa
- 88 Warum schreibe ich über Janusz Korczak?
89 Taten bringen Kunde vom Sein
 Jana Ehrenberg
- 106 Warum schreibe ich über Hilde Domin?
107 Hilde Domin – Ein lyrisches Leben als Suche nach einem Zuhause
 Henry Utech

- 126 Warum schreibe ich über José Saramago?
127 José Saramago: Abkehr und Heimkehr
Nicolo Giubilato
- 146 Warum schreibe ich über Jil?
147 Jil im Gegenwind – 20 turbulente Jahre
Julia Grobe
- 163 Epilog
Anne Dieter
- 165 Autoren und Teilnehmer

Vorwort – Vom Seminar zur eigenen Publikation

Anne Dieter

In dem vorliegenden Band stellen junge Autoren und Autorinnen ihre Arbeiten vor – engagiert, selbstbewusst und ehrlich. Die von ihnen entworfenen biografischen Skizzen zeichnen das Leben ausgewählter Persönlichkeiten aus einem subjektiven Blickwinkel nach. Sie reflektieren gelebtes Leben aus knapp zweihundert Jahren und ziehen Verbindungen zu aktuellen Fragestellungen.

Der Ausgangspunkt für diesen Band war ein Seminar zum Thema „Biografische Skizzen“ des StudiumPlus der Universität Potsdam zum Schwerpunkt „animus, anima, corpus“ im Sommersemester 2014. Zu den Grundlagen des Seminars gehörten neben Funktionen, Formen, Methoden und Praxisfragen des biografischen Erzählens auch naturwissenschaftliche und kulturelle Aspekte der Biografik. Die erarbeiteten Referate und Hausarbeiten widmeten sich dem Leben beeindruckender Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft, Kunst, Literatur und aus dem gegenwärtigen Alltagsleben. Die uneingeschränkte Auswahl der jeweils zu porträtierenden Person oblag allein dem jeweiligen Studierenden.

Der Wunsch, das Erarbeitete zu publizieren, entstand nach Aussagen der Kursteilnehmer und -teilnehmerinnen „aus dem Gefühl, eine Entdeckung gemacht zu haben, die es zu teilen lohnt.“ In dem spontan vereinbarten Fortsetzungskurs beschäftigten sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen nicht nur mit konzeptionellen Aspekten des Gesamtmanuskriptes und mit der Überarbeitung und gegenseitigen Redaktion der einzelnen Beiträge, sondern auch mit grundlegenden Marketingfragen des Veröffentlichens.

Die Studierenden sehen nach eigenen Aussagen das Innovationspotenzial dieses Projektes zum einen „in der interdisziplinären Erarbeitung der Grundlagen biografischen Erzählens, der Verbindung von theoretisch-wissenschaftlichen Arbeitsweisen und deren (berufs-)praktischer Anwendung sowie der fächerübergreifenden Zusammenarbeit von Studierenden aus verschiedenen Studiengängen.“ Zum anderen verweisen sie darauf, einen „Mehrwert im Hinblick auf Teamfähigkeit und Personalkompetenzen wie Selbstreflexion und Kritik-

fähigkeit“ erhalten zu haben. Vor allem aber betonen sie die Ganzheitlichkeit von den theoretischen Grundlagen bis zum fertigen Produkt und das damit verbundene „genussreiche Gefühl, etwas Nachhaltiges zu schaffen“. Als Seminarleiterin und Herausgeberin danke ich diesen Studierenden – und zugleich Autoren und Autorinnen des Bandes – für ihr Engagement, ihre kreativen Leistungen und die überaus gelungene Zusammenarbeit.

Ein weiterer Dank geht an Frau Liv Dieter und Frau Brita Hauptert für ihre wertvollen Hinweise, an die Mitarbeiter des Universitätsverlages der Universität Potsdam, die mit Rat und Tat zur Seite standen, sowie an die Universitätsgesellschaft Potsdam e. V., die den Druck des Bandes unterstützt hat.

Menschen und ihre Geschichten im Spannungsfeld von Natur und Kultur

Anne Dieter

*Werde nicht nur, der Du bist,
sondern erkenne Dich selbst
und hilf den anderen!*
(Manfred Spitzer)

Biografisches Erzählen gehört seit jeher zum Menschsein und ist grundlegender Bestandteil des menschlichen Kommunikations- und Erkenntnisprozesses.

Der Mensch ist von Natur aus begabt und physisch wie psychisch auf soziale Interaktion und Lernen programmiert. Hindernisse nimmt er beim Lernen selbstredend in Kauf, ist erst einmal sein Interesse geweckt. Dennoch wurden und werden Kinder – wie viele berufstätige Erwachsene – selbst in unserer heutigen Gesellschaft noch bevormundet, reglementiert und in ihrem Engagement ausgebremst. Der Blick wird vorzugsweise auf die Schwächen des Einzelnen gelegt, um diese möglichst auszumerzen, anstatt ihn zu ermuntern, seine Stärken zu finden und auszuprägen. (11, S. 14) Der diametrale Unterschied zwischen dem natürlichen Prozess des Lernens und dem allgegenwärtigen und oftmals Stress erzeugenden Belehren erscheint immer noch verkannt zu werden. Statt Bestätigung nach erfolgreichem Handeln, das innerer Motivation zuträglich ist, gibt es Kritik für Misserfolg. Das innovative Potential einer Gesellschaft liegt jedoch nicht im Mittelmaß verborgen, sondern in der Entfaltung der individuellen Stärken, die der Einzelne in die Gemeinschaft einbringt. Der Hirnforscher und Philosoph Manfred Spitzer hat es bei seinem Nachdenken über den Sinn des Lebens auf die Formel gebracht: „*Werde nicht nur, der Du bist, sondern erkenne Dich selbst und hilf den anderen!*“ (20, S. 19) Aber wie wird der Mensch, der er ist und welchen Anteil hat seine Umwelt daran, wie findet er seine Stärken; erkennt sich selbst und unterstützt andere und was hat das alles mit biografischem Erzählen zu tun?

Dem Menschen werden seine Entfaltungspotentiale durch sein Lernorgan ermöglicht, sein neurogenetisch hochgradig flexibles, „nur ihm eigenes Gehirn, das von Anfang an mit ganz bestimmten Schwächen und ganz bestimmten Begabungen ausgestattet ist.“ (5, S. 8) Was im Verlauf des Lebens aus diesen „unterschiedlichen Anlagen, charakteristischen Prädispositionen (Veranlagungen) und spezifischen Vulnerabilitäten (Anfälligkeiten)“ wird, [...] hängt von der Nutzungsweise des Gehirns und den jeweiligen Entwicklungsbedingungen ab (5, S. 9 f.), denn die Gene sind für die Arbeit des Gehirns zwar „eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für das Erleben“ von Kultur. (3, S. 22) Der subjektive Prozess des Lernens ist an die Interaktion mit der Außenwelt gebunden, an das konkrete Erleben und Agieren im sozialen Umfeld. „Das Gehirn zeichnet die Wirklichkeit nämlich nicht einfach passiv auf, sondern es erschafft sie aktiv.“ (2, S. 98) Wie aber vollzieht sich dieser Prozess ganz konkret?

Der Mensch lernt, erinnert und vergisst, indem sein Gehirn die Umweltwahrnehmung filtert, intern abgleicht und bewertet, neuronal speichert und organisiert, das heißt, Verschaltungen von Nervenzellen wieder um- und abbaut, Regeln generiert u. v. m. (hier z. B. 2; 5–6; 11–13; 15–20) Um die Fülle an Umweltreizen zu bewältigen, bildet es im Abgleich mit den existierenden Strukturen stetig Erwartungen und speichert nur die Wahrnehmungen, die neu, unerwartet oder besonders gravierend sind, und baut die neuronale Architektur mittels Synapsen aus oder um. Werden die vom limbischen System, dem Bewertungssystem des Gehirns, entdeckten „Neuigkeiten“ als besonders lebenswichtig und einschneidend bewertet, löst es automatisch starke Emotionen aus, noch bevor die bewusste Wahrnehmung einsetzt. Diese genetisch vorformierten Bewertungssysteme im Gehirn sind im Lauf der Evolution entstanden, dienten der Lebenssicherung und sind in ihrer komplexen und unbewussten Wirkungsweise bis heute existent. Jeder spürt sie, aber bei weitem nicht jeder hat gelernt, friedfertig mit ihnen umzugehen. Ob Angst, Wut, Ekel, beim Erinnern der Situation sind sie sofort und oft sogar verstärkt wieder da. „Das Gehirn ist ein Produkt der Evolution und zunächst auf das Überleben (und erst in zweiter Linie auf Sinnkonstruktion) hin ausgerichtet.“ (15, S. 130) Betrachtet man diese Jahrtausende andauernde Genese, erscheint es nur allzu logisch, dass das Speichern und Erinnern der „Neuigkeiten“ immer in Verbindung mit ihrer Bewertung, das heißt mit der ursprünglichen Emotion erfolgt. Manch eines dieser tiefgehenden Erlebnisse bleibt als inneres Bild ein Leben lang erhalten. (6; S. 22 ff.; 18, S. 137 ff.; 12, S. 157 f.)

Aber nicht nur das Erinnern, auch das Vergessen ist „hirntechnisch“ angelegt. Durch seine Neuroplastizität und die Fähigkeit zur Selbstorganisation

bewältigt das Gehirn die wachsende Fülle an Wahrnehmung einerseits durch Kategorienbildung und Abstraktionen, die die Komplexität des Inputs reduzieren (11, S. 65) und andererseits durch Vergessen. Empirisch konnte nachgewiesen werden, dass „die Unfähigkeit des Vergessens mit einem Mangel an Abstraktionsfähigkeit“ (11, S. 35) zusammenhängt. Abstraktionen haben sich jedoch evolutionär als relevant erwiesen: Sie „vereinfachen das Leben, denn sie beschleunigen unser Handeln.“ (11, S. 36) Sie können allerdings auch zu Fehlschlüssen führen, wie u. a. die Kommunikation gerade mittels verbaler Sprache oft zeigt. (14; 16, S. 34 ff.; 21)

Seine ersten grundlegenden Erfahrungen sammelt der Mensch in einer Zeit, in der er keinerlei Einfluss auf seine Umwelt hat und an die er sich nicht erinnern kann. (2, S. 252) Die Ursache liegt in der Unreife des Gehirns. Bei einem Neugeborenen beträgt das Hirnvolumen lediglich ein Viertel bis ein Drittel des Volumens von Erwachsenen. Die längste Entwicklungszeit benötigten Teile des Großhirns und besonders des Cortex. Ihre späte Ausreifung ist dafür verantwortlich, dass bestimmte Funktionen in den ersten ca. drei Lebensjahren noch nicht vorhanden sind. (13, S. 116 ff.; 19, S. 92 ff.) Dabei saugt das Kind gerade im ersten Lebensjahr eine immense Fülle von Neuem über die Sinne auf – vergleichbar mit einem Informationssauger. (17, S. 10) Die entstehenden einfachen neuronalen Verschaltungen sind besonders nachhaltig, denn sie bieten mit den sich bildenden Synapsen wichtige Andockstellen für weitere Neuronen, die – umgangssprachlich gesagt – immer an Bekanntes anknüpfen. „Die frühe emotionale Kommunikation eines Säuglings mit seiner Umwelt bildet die Grundlage für seine gesamte weitere emotional-psychische Entwicklung.“ (13, S. 119) Im späteren Kleinkindalter (von ca. drei bis sechs Jahren) lernen Kinder ihre Bedürfnisse mit der Umwelt zu koordinieren. (13, S. 124) Das an Sprache und Strukturierung der verbalen Codes gebundene episodische Gedächtnis beginnt sich zu entwickeln. Es ermöglicht, sich sprachlich an individuell bedeutsame Erlebnisse zu erinnern und ihre Abläufe folgerichtig und zusammenhängend auszudrücken. Erst jetzt beginnt die sogenannte Kindheitsamnesie zu verebben und das autobiografische Erinnern wird möglich. (9, S. 61; 10) Gegen Ende des Kleinkindalters lernt das Kind, seine Leistungen auf der Basis von Erfolg und Misserfolg selbst zu bewerten. Die entstehenden Emotionen wie Stolz, Scham und Schuld vermitteln dem Kind in der Interaktion mit Erwachsenen ein normgerechtes Verhalten. Außerdem entwickelt sich die Fähigkeit, die Emotionen der jeweiligen Situation entsprechend und normadäquat anzupassen. (13, S. 124) Auch nach dieser Phase befindet sich das Gehirn in einem Reifungsprozess, der bis zur beginnenden Pubertät andauert. Gerade die Kindheit eines Menschen ist von

grundlegender Bedeutung für sein weiteres Leben, wemgleich sie in Biografien in der Regel keine Berücksichtigung finden.

Mit diesen Prägungsprozessen wird auch eine persönliche Wirklichkeit aufgebaut, die eine Einbettung in den kulturellen Rahmen ermöglicht. Die Matrix des Gehirns wird als Struktur durch die Festlegungen überhaupt erst bestimmt. Kultur wird zur Struktur des Gehirns. (12, S. 158)

Grundsätzlich vollzieht sich die Entwicklung des menschlichen Gehirns in zwei voneinander verschiedenen Abschnitten. Bis zur beginnenden Pubertät durchlaufen die Vielzahl der im Gehirn genetisch angelegten Muster und Programme einen Bestätigungsprozess. Zur psychischen Wirklichkeit kann aber nur das werden, was durch Interaktion mit der Umwelt bestätigt wird; man wird zu dem, der man ist. Die genetischen Muster, die nicht aktiviert werden, verschwinden oder können später nur mühevoll wieder neu angelegt, sprich gelernt werden. (11, S. 157 f.; 17, S. 234 ff.)

Jedes einzelne Kind ist unweigerlich den sozialen Beziehungen und Verhältnissen sowie den kulturellen Gepflogenheiten ausgesetzt, in die es hineingeboren wird. Sie prägen sein Selbst. Seine Erinnerung ist für die Entstehung personaler Identität unverzichtbar. „Man selbst (kommt) als Agent in den eigenen Erinnerungen vor. Ich schaue mir zwar nicht ins Gesicht, aber ich sehe mir über die Schulter, als einem Handelnden mit bestimmten Zielen in einem stationären Bild. In diesem Sinn bin ich mein eigener Doppelgänger. Personale Identität besteht darin, dass ein jeder sein eigener Doppelgänger ist.“ (4) Anders ausgedrückt heißt dies, im Prozess des biografischen Erzählens findet die Konstruktion der eigenen Identität statt. Das zu einem bestimmten Zeitpunkt empfundene oder gedachte Ich ist „gehirntechnisch“, wie oben dargelegt, von der jeweils vorhandenen neuronalen Architektur abhängig. „Maßgeblich dafür, ob ein Sinneseindruck bewusst wahrgenommen wird, ist [...] nicht der Umstand, wie ‚wahr‘ er tatsächlich ist, sondern wie (wichtig) er von einer bestimmten Person in einer bestimmten Situation eingeschätzt wird.“ (6, S. 23) Auch das mit den Jahren wachsende Bedürfnis nach Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens ist Bestandteil dieser Identitätskonstruktion. Erst wenn das notwendige geistige Abstraktionsvermögen entwickelt ist und es dem Menschen gelingt, sich in eine Außenperspektive zu sich selbst zu begeben, quasi von oben auf sich selbst und das eigene Handeln zu blicken und es zu werten, erreicht das Bild von sich selbst eine neue Erkenntnisqualität. Philosophen nennen es Selbsterkenntnis durch Selbstreflexion; die Psychologen

verweisen zudem auf die notwendige Voraussetzung von Interaktivität. Darüber hinaus bietet das Wissen über die Funktionsweise des eigenen Körpers und besonders des Gehirns eine wertvolle Unterstützung, um strukturelle Abläufe von Selbstwerdung sowie Selbstfindung (Agency) einerseits und Gemeinschaftsbindung (Communion) andererseits eher nachzuvollziehen. Agency steht für die persönliche Selbstbehauptung und Selbstentfaltung des Menschen und spiegelt sein Streben nach Leistung, Einfluss, Anerkennung etc. wider; Communion beinhaltet das Streben nach harmonischer Gemeinschaft und vertrauenswürdigen sozialen Beziehungen, die sich durch Hilfsbereitschaft oder Empathie auszeichnen. „Es sind nicht die agentischen Werte, die zufrieden machen, sondern vielmehr die kommunalen Werte. Allerdings entfalten die kommunalen Werte nur dann ihren positiven Einfluss, wenn sie mit Tatkraft verknüpft sind.“ (1)

Der vorliegende Band will Wege der Selbstfindung anhand von biografischen Skizzen veranschaulichen. Der Begriff Biografie setzt sich aus den altgriechischen Wörtern „bios“ (Leben) und „graphein“ (beschreiben) zusammen. Sie verweisen auf die beiden generellen Bezugsebenen des Biografierens, das reale Leben und die Darstellung des Lebens mittels Sprache. Lebensbeschreibungen gibt es in vielfältiger Form. Biografische Skizzen oder Porträts bezeichneten ursprünglich nicht selbstständige Veröffentlichungen, die in größere Darstellungen einfließen und daher von geringerem Umfang waren. Inzwischen stehen sie als Synonym für eigenständige, wenn auch kurz gefasste Biografien. Sie zielen vor allem auf wissenschaftlich belegte Entwicklungs- und Wesensbeschreibungen, die die vorzustellende Person aus einem spezifischen bedeutungsrelevanten Blickwinkel präsentieren. Grundsätzlich wird unterschieden, ob in Biografien das eigene Leben oder das Leben anderer erzählt wird. Gleichwohl wird in beiden Fällen der Versuch unternommen, die Identität der jeweiligen Person narrativ zu (re-)konstruieren. Anders als in fiktiven Darstellungen sind diese Lebensbeschreibungen durch Referenzialität gekennzeichnet, das heißt, sie beziehen sich auf tatsächliche Fakten, Orte und Daten aus dem Leben realer Personen. Das Narrative oder Erzählende bezeichnet eine zusammenhängende Ereignisfolge von Handlungen des Individuums, die kontingent – räumlich und zeitlich bestimmt und kausal plausibel – ist. Erst diese Kontingenz gibt biografischen Erzählungen eine Struktur. In aktuellen Forschungen wird sie sogar zum einzigen strukturgebenden Prinzip erklärt. (7) „Kontingent“, wie Niklas Luhmann schon vor Jahrzehnten formulierte, „ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (zu Erfahrendes,

Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen.“ (8, S. 152) Dennoch erlebt sich jeder Mensch in der Regel „als unverwechselbare und originäre Persönlichkeit, deren ureigenste Erlebnisse in einem kohärenten Zusammenhang stehen.“ (7, S. VIII) Wie sehr die kulturellen und sozialen Muster seiner Umwelt und die vielen zufälligen Begebenheiten sein Handeln durch unbewusst ablaufende Vorgänge im Gehirn beeinflussen und nachhaltig prägen, bleibt seinem bewussten Erleben verborgen. Aus den vielen Sinneseindrücken, die das komplex vernetzte neuroplastische Gehirn „verarbeitet“ und zu inneren Bildern generiert, gelangt nur ein Bruchteil in das Bewusstsein. (6, S. 23) Die meisten davon verschwinden einfach wieder. Lebenslang erinnert werden von den wenigsten Menschen nicht mehr als ein paar Hundert, hauptsächlich statische Bilder. Zudem verlieren die erinnerten Bilder „mit der Zeit an Leuchtkraft, Farbigkeit und Kontur [...]. Ein Bild, das ich 20 Jahre in mir trage, ändert sich in seiner Klarheit allerdings nicht mehr.“ (4) Jeder kann selbst für sich überprüfen, an welche oder wie viele Bilder er sich noch erinnern kann oder welches die früheste Erinnerung ist.

Die Einbindung von neurowissenschaftlichen Erkenntnissen in die biografische Forschung dient nicht vordergründig dem Zweck, die Funktionsweise des Gehirns zu verstehen. Es geht vielmehr „darum, sein Hirn zu benutzen, um zu verstehen, wie das Leben funktioniert.“ (6, S. 18 f.) Indem der Biograf diese Erkenntnisse nutzt, sieht er *erstens* die Wertigkeit einzelner Lebensabschnitte sowie die sozialen Beziehungen, Handlungen und Leistungen (s)einer Persönlichkeit in einem neuen Licht. *Zweitens* wird die Metaebene des Fremdbiografen fassbarer, da seine Perspektive auf das Leben anderer unweigerlich auch von seinen eigenen Erfahrungen beeinflusst ist. Insgesamt gesehen wird in der Biografie die generationenübergreifende Gemeinschaft zum anschaulichen Bindeglied von Natur und Kultur werden.

Die biografischen Skizzen des vorliegenden Bandes porträtieren Menschen aus den letzten knapp zweihundert Jahren. Ihre Geburtsjahre liegen um bis zu 150 Jahre auseinander und ihre Lebensräume befanden bzw. befinden sich in verschiedenen Ländern auf dem europäischen und dem amerikanischen Kontinent. Die gesellschaftlichen Strukturen und das persönliche Umfeld, in denen sie leb(t)en, unterschieden sich zum Teil stark voneinander. Die Autoren und Autorinnen gingen auf Spurensuche und fragten, wie die Menschen zu dem wurden, die sie waren, ob und wie sie sich und ihre Stärken fanden und anderen halfen. Sie stießen auf erlebtes Glück ebenso wie auf Schick-

salsschläge, Ablehnung und Unrecht, auf Wünsche und Sehnsüchte, innere Zerrissenheit und Schmerz, vor allem aber auf ihre Stärken.

So verschieden die Intentionen der Verfasser und Verfasserinnen waren, die sie zu ihrer Themenwahl bewogen haben, so verschieden sind auch die von ihnen vorgestellten Personen mit ihren Motiven, Ansprüchen und Interessen. Um eine wertfreie Reihenfolge der Beiträge sicherzustellen, wird das Geburtsjahr des jeweilig Porträtierten als Kriterium herangezogen.

Den Auftakt macht Franziska Berner mit dem Porträt des deutschen Flugpioniers Otto Lilienthal (1848–1896) und seiner Begeisterung für Technik. Sie vermittelt, wie bereits in dem Kind der Traum vom Fliegen entstand, welchen Anteil Zufall, soziale Bindung und kindliche Erlebnisse hatten und mit welcher Leidenschaft, Akkuratess und Zielstrebigkeit Lilienthal ihn trotz Unverständnis und Spott seiner Zeitgenossen umgesetzt hat.

Wie sehr die Gesinnung der Eltern, wenn sie wahrhaftig vorgelebt wird, kindliches Empfinden beeinflusst, zeigt die Skizze von Jasmin Lambert über die politisch ambitionierte Emmeline Pankhurst (1858–1928). Sie beschreibt den Werdegang der bedeutendsten Suffragette Englands und deren leidenschaftlichen Kampf für das Frauenwahlrecht, aber auch wie existentielle Ängste und drohende Angriffe auf bürgerliche Freiheitsrechte die politischen Prioritäten dieser Frau noch im späteren Alter veränderten.

Maria Montessori (1870–1952) ist als bedeutendste Reformpädagogin des 20. Jahrhunderts weithin bekannt. Janine Hahn porträtiert das Leben dieser intelligenten, willensstarken Persönlichkeit, fragt nach ihren Wünschen und Zielen und danach, wie ihre Interessen entstanden, wo die Motive ihres Handelns lagen. In ihrer Darstellung greift sie zudem eine bisher kaum beleuchtete, doch nach wie vor bedeutungsvolle Frage auf: Wie geht Maria Montessori persönlich mit der juristisch fest verankerten Rolle von „Frau und Mutter Sein“ um und welche Motive leiten sie?

Mit dem Leben des polnischen Arztes und Kinderbuchautors Janusz Korczak (1878–1942) beschäftigt sich Jana Ehrenberg. Sie spürt Kindheitserinnerungen auf, sucht nach seinen Prägungen und Neigungen, der Entwicklung seiner religiösen und politischen Wertvorstellungen und sozialen Fähigkeiten und zeichnet ein bewegendes Bild vom Werdegang dieses Mannes, der als Vater der Kinderrechte in die Geschichte eingegangen ist.

Kinder sind auch ein Thema für die mexikanische Malerin Frida Kahlo (1907–1954). Die Erfüllung ihres persönlichen starken Wunsches, eigene Kinder zu haben, bleibt ihr jedoch verwehrt. Sophia Leontinowa beschäftigt sich mit der Geschichte dieser faszinierenden Frau, beschreibt, wie sie sich trotz Krankheit und körperlicher Beeinträchtigung zu einem selbstbewussten Teenager entwickelte, wie sie nach einem weiteren tragischen Schicksalsschlag den Lebensmut zu behalten vermochte und mit ihren Sehnsüchten, geliebt und begehrt zu werden, umging.

Künstlerisches Schaffen ist ähnlich wie für Frida Kahlo auch für Hilde Domin (1909–2006) zunächst einmal eine Form der Therapie, um seelischen Schmerz zu lindern. Henry Utech beschreibt die Stationen des Lebens dieser jüdischen Schriftstellerin, nähert sich ihr vor allem mittels ihrer Gedichte und Erinnerungen, durch die er ihre Empfindungen und Gefühle eindrucksvoll nachzeichnet. Er fragt nach Kindheitseindrücken, ihrem Umgang mit ihrer Religionszugehörigkeit, ihren Interessen, Wünschen und inneren Konflikten ebenso wie nach ihrer empfundenen zweiten Geburt.

Auch Nicolo Giubilato widmet sich in seinem Beitrag einem schreibenden Künstler, José Saramago (1922–2010). Der Autor hinterfragt und beschreibt die Entwicklung dieses politisch denkenden Mannes, dessen Werdegang ihn vom Kind einer Landarbeiterfamilie zum portugiesischen Nobelpreisträger für Literatur führte. Er erzählt von Saramagos Wurzeln und Bindungen, zeigt, was dessen besonderes Interesse am Lesen förderte, wie sich seine Liebe zu Sprache und Literatur entfaltete und mit welcher Leidenschaft er dieser bis ins hohe Alter verbunden blieb.

Die abschließende biografische Skizze wurde von Julia Grobe verfasst und zeichnet das Bild der 1993 geborenen Jil, einer jungen Frau von heute. Die Grundlagen der Darstellung sind im Gegensatz zu den anderen Biografien kaum schriftlicher Art, sondern vor allem persönlich geführte Interviews. Die Autorin beschreibt, welchen Einfluss Kindheit, einschließlich des familiären Schicksalsschlages, auf die Entwicklung der heranwachsenden Schülerin hatte, erzählt von den sozialen Beziehungen des Teenagers, ihren Empfindungen und Wünschen und dem eindrucksvollen Erwachsenwerden.

Vorab eines jeden Porträts benennen die einzelnen Autoren und Autorinnen die Gründe, die sie zur Auswahl der vorgestellten Persönlichkeit bewegt haben. Diese kleinen zusätzlichen Prologe sollen explizit auf die jeweilige

subjektive Perspektive hinweisen, da eine Darstellung zwangsläufig durch den Erfahrungsschatz des Erzählenden beeinflusst ist.

Lesen Sie selbst, ob und wie die im Folgenden vorgestellten Persönlichkeiten ihre Entfaltungspotentiale ausprägen konnten, ob sie das Glück hatten, in ein liebevolles familiäres Umfeld hineingeboren zu werden, und wie sie zu ihren Stärken fanden und anderen halfen!

Literatur

1. *Abele, Andrea E. zit. in Mangelkramer, Blandina: Lebenszufriedenheit und Glück, Kommunikation und Presse, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg vom 10.12.2014* [<http://www.idw-online.de/de/news617590>] Abfrage vom 12.12.2014.
2. *Eagleman, David: Inkognito. Die geheimen Eigenleben unseres Gehirns, Campus, Frankfurt/Main, New York 2011.*
3. *Fuchs, Thomas: Kultur existiert zwischen Gehirnen, in: Gehirn und Geist, Magazin für Psychologie und Hirnforschung, 6/2009, S. 20–22.*
4. *Goetsch, Monika: Erinnerung: Bilder, die für immer in uns bleiben. Interview mit Ernst Pöppel, in: Psychologie heute, 9/2011, 60–64.*
5. *Hüther, Gerald: Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn, 10. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011.*
6. *Hüther, Gerald: Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern, 8. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014.*
7. *Klein, Christian (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Metzler, Stuttgart/Weimar 2009.*
8. *Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, 3. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt/Main 1988.*
9. *Lux, Michael: Der personenzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften, Reinhardt, München 2007.*

10. *Pohl, Rüdiger*: Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte, Stuttgart 2007.
11. *Pöppel, Ernst; Wagner, Beatrice*: Dummheit. Warum wir heute die einfachsten Dinge nicht mehr wissen, Riemann, München 2013.
12. *Pöppel, Ernst; Wagner, Beatrice*: Von Natur aus kreativ. Die Potentiale des Gehirns entfalten, Hanser, München 2012.
13. *Roth, Gerhard; Strüber, Nicole*: Wie das Gehirn die Seele macht, Klett-Cotta, Stuttgart 2014.
14. *Schulz von Thun, Friedemann et. al.*: Miteinander reden von A bis Z–Lexikon der Kommunikationspsychologie. Das Nachschlagewerk zu „Miteinander reden 1–3“, Rowohlt (rororo), Reinbek 2012.
15. *Spitzer, Manfred*: Aufklärung 2.0. Gehirnforschung als Selbsterkenntnis, Schattauer, Stuttgart 2010.
16. *Spitzer, Manfred*: Das (un)soziale Gehirn. Wie wir imitieren, kommunizieren und korrumpieren, Schattauer, Stuttgart 2013.
17. *Spitzer, Manfred*: Lernen, Gehirnforschung und die Schule des Lebens, Spektrum, Berlin/Heidelberg 2007.
18. *Spitzer, Manfred*: Medizin für die Bildung. Ein Weg aus der Krise, Spektrum, Heidelberg 2010.
19. *Spitzer, Manfred*: Selbstbestimmen. Gehirnforschung und die Frage, was sollen wir tun, Spektrum, Heidelberg 2008.
20. *Spitzer, Manfred*: Vom Sinn des Lebens. Wege statt Werke, Schattauer, Stuttgart 2007.
21. *Watzlawick, Paul et. al.*: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, 9. Aufl., Stuttgart 1990.

Warum schreibe ich über Otto Lilienthal?

Franziska Berner

Otto Lilienthal, Wissenschaftler und Ingenieur, legte mit seinen Berechnungen und Konstruktionen den Grundstein für den motorisierten „Menschenflug“. Sein Name ist mir seit meinen frühesten Kindheitstagen bekannt, da ich dort lebe, wo er seine wichtigsten Flüge und Forschungen unternahm. Schon in der Grundschule kam ich mit seinen Erkenntnissen näher in Kontakt. Doch mich interessierte neben der Technik auch, wer der Mensch Otto Lilienthal war.

Durch meine Nachforschungen fand ich heraus, mit welcher Leidenschaft und mit welchem Ehrgeiz und Willen er arbeitete. Das hat mich sehr beeindruckt. Selbst von schmerzhaften Fehlschlägen ließ er sich nicht beirren und glaubte fest an seine Idee, die von Zeitgenossen mit Unverständnis und Spott abgetan wurde. Ich finde gerade diese Verbindung von Kreativität und Zielstrebigkeit, mit der er an die Verwirklichung der uralten Ikarus-Vision ging, faszinierend und bewundernswert. Er machte seinen Traum zur Realität, er traute sich, seine Idee umzusetzen.

Von den Störchen fliegen lernen – Das Leben des Otto Lilienthal

Ortschaften wie Stölln erreichen selten Berühmtheit. Doch Stölln hat sie. Zum einen wegen der spektakulären Landung eines Flugzeugs der DDR-Fluggesellschaft Interflug am 23.10.1989. Erst beim dritten Versuch erlaubte die Wetterlage dem Piloten Heinz-Dieter Kallbach eine Überführung von Berlin-Schönefeld nach Stölln. Es sollte ihr letzter Flug sein, denn die Iljuschin 62 (kurz IL-62) war eine ausrangierte Passagiermaschine der Interflug: 53 Meter lang, 43 Meter Spannweite, 12 Meter hoch, 73 Tonnen schwer. Diese Maße stellten eine Schwierigkeit dar: Ein Flugzeug dieser Größe benötigt eine Landebahn von 2.500 Metern, der Flugplatz in Stölln bot nur knapp 900 Meter. Daher musste die Nase des Flugzeugs mit dem Auftreffen der Rollen auf den Boden in einen Winkel von 45 Grad hochgezogen werden, um den Luftwiderstand zu erhöhen und den Bremsweg zu verringern. Eine Staubwolke verhüllte das Flugzeug, doch das Manöver war geglückt. Die (an)gespannten Zuschauer, die sich in der Nähe versammelt hatten, applaudierten erleichtert.

Seit diesem Tag steht die IL-62 in Stölln am Gollenberg und wird als Museum und Standesamt betrieben. Im Inneren der Maschine kann man jene Landung als Video noch einmal ansehen. Doch warum landet eine solche Maschine ausgerechnet in Stölln, einem kleinen Dorf im Westhavelland, wo solch ein waghalsiges Landemanöver durchgeführt werden muss? Hier kommt der zweite Grund für die Berühmtheit Stöllns zum Tragen: Flugpionier Otto Lilienthal vollbrachte hier nicht nur seine erfolgreichsten Flugversuche, sondern auch seinen fatalsten. Lilienthal gelang es hier, mit seinem Gleiter Distanzen von bis zu 250 Meter zu überfliegen, stürzte aber letztlich hier am Gollenberg aus 15 Metern Höhe mit seinem Gleiter ab und starb am Tag darauf infolge seiner Verletzungen. Um die Leistungen Lilienthals zu würdigen, wurde die IL-62 der Interflug der Gemeinde Gollenberg (zu der Stölln gehört) geschenkt. Sie wird landläufig Lady Agnes genannt, nach der Frau Otto Lilienthals.



Abb. 1: Der Flugpionier mit seinem Derwitzer Apparat

„(Kleine) Opfer müssen gebracht werden“

1889 veröffentlichte Otto Lilienthal seine theoretischen Erkenntnisse über das Fliegen im Buch *„Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst“*, die er auch in der Praxis bewies. Vergangene Fehlschläge lehrten ihn, die Konstruktion schrittweise vorzunehmen und zu testen: von einem Sprungbrett abgesprungen, war er in der Lage, „gegen den Wind langsam abwärts zu gleiten“. (13, S. 40) Er schaffte Weiten bis zu sieben Metern. In einem Vortrag erklärte der Flugforscher, dass es zunächst gefahrlos sei, einen solchen abwärts geneigten Segelflug zu üben, bevor man dann versuchte, weitere Gleitflüge zu unternehmen. (13, S. 41) So übte er jeden Tag über mehrere Stunden, um Erfahrung zu gewinnen und sich auf die großen Sprünge und Gleitflüge vorzubereiten. Als sein eigener Garten mit dem Sprungbereich nicht mehr ausreichte und er die bisherigen Gleitversuche so erfolgreich vollziehen konnte, dass er bei der Landung sicher auf einem Bein stand, suchte er sich eine neue Stelle und fand sie in Derwitz bei Potsdam. Hier musste er sich mit unbeständigen Winden arrangieren, die auch mal zu Unfällen und leichteren Verletzungen führten. Seinen Derwitzer Apparat, den dritten Gleiter, veränderte er insofern, dass er die Tragfläche verkleinerte, aber die siebeneinhalb Meter Spannweite und zwei Meter Flügeltiefe beibehielt sowie den Körperschwerpunkt verlagerte. Er erreichte jetzt Gleitweiten von bis zu 25 Metern. Bei den Flugversuchen konnte er sogar erstmals fotografiert werden. (11, S. 43 f.)

Um noch weiter springen zu können, suchte er ein neues Terrain für seine Übungen und fand es 1892 in Berlin-Steglitz am Rauhen Berg. Durch die Sprungversuche konnte er nun die maximale Flügelgröße, mit der der Apparat noch zu beherrschen war, auf sieben Meter festlegen. Da die Wind- und Absprungrichtung an den meisten Tagen nicht übereinstimmten (der Wind muss einem entgegenkommen beim Absprung), suchte er wieder eine neue Flugstätte. (11, S. 45 f.) Seine Gründe beschrieb er so:

Die Umgebung Berlins ist leider arm an guten Übungsstätten für den Segelflug. Das Ideal des letzteren bildet ein nach allen Seiten abfallender sandiger Hügel von wenigstens zwanzig Meter Höhe, der den Absprung nach jeder Richtung gestattet. [...] Für diejenigen, welche sich angeregt fühlen sollten, ebenfalls den Segelflug zu üben, sei bemerkt, daß zwischen Rathenow und Neustadt an der Dosse ein Landstrich liegt, das sogenannte Ländchen Rhinow, welches die gewünschten Berge in großer Auswahl enthält. (13, S. 47)

Er ging daher in die Rhinower Berge, zuerst an den Rhinower Hauptmannsberg und danach an den Stöllner Gollenberg für seine Flugversuche in den Jahren 1892 und 1893. Nach anfänglicher Ängstlichkeit vollführte er mehrere Sprünge, bei denen er spürte, dass der Flug wesentlich „sanfter“ (11, S. 48) von statten ging. Die Sicherheit kehrte zurück. In dem ersten Jahresbericht über seine Versuche gebrauchte er als erster überhaupt das Wort „Flugzeug“, wenn er von seinen Gleitern sprach. (13, S. 150) Da die Rhinower Berge recht weit von seinem Wohnort entfernt waren (eine Stunde Fahrt mit dem Zug und noch einmal fünfzehn Kilometer mit der Droschke), ließ er sich nahe seines Hauses in Lichterfelde noch einen „Fliegeberg“ von fünfzehn Metern aufschütten. Dort wurden neue Modelle erprobt und Flugeigenschaften getestet. Für alle weiteren Flüge nahm Lilienthal die lange Fahrt nach Rhinow/Stölln in Kauf. (11, S. 49 f.) Die hier erreichten Sprünge wurden sogar mit den vorher von ihm und seinem Bruder Gustav ermittelten Messwerten abgeglichen. Sie stellten eine Übereinstimmung aller Werte mit den in der Praxis ermittelten Messungen fest. So konnten bei Reparaturen die Leistungen verbessert und Weiten von bis zu 250 Metern erreicht werden. (13, S. 151)

Doch Otto Lilienthal hatte noch größere Ziele: er wollte den dauerhaften Segelflug sowie den Motorflug realisieren. Dafür baute er bei seinen Gleitern zuerst ein bewegliches Leitwerk ein, um die Längsstabilität zu sichern, und dann einen sogenannten Prellbügel, welcher bei einem Aufprall mit dem Boden den Stoß abfangen sollte. (13, S. 174) Beides sind Maßnahmen, die die allgemeine Sicherheit seines Gleiters erhöhten. Ostern 1894 sollten sich diese Veränderungen erstmals beweisen: Es ging zusammen mit Bruder Gustav zum Gollenberg in Stölln zum Testen. Dort angekommen stellte er jedoch fest, dass der Körperschwerpunkt bei diesem Gleiter sehr weit nach hinten verlagert werden musste, damit es nicht zu einem Absturz kommt. Doch schon nach kurzer Zeit bemerkte Otto seine schwindende Kraft in den Armen aufgrund des ständigen Zurücklehns, verlor so die Kontrolle und stürzte letztendlich ab. Dank des eingebauten Prellbügels war nur dieser beschädigt, Otto jedoch zog sich eine Fleischwunde am Kopf und eine Verstauchung des linken Handgelenks zu. (13, S. 176) Daraufhin wurde der Gleiter wieder umgebaut, um solche Folgen zu verhindern.

Kurz darauf begannen die Unstimmigkeiten mit seinem Bruder, denn Gustav redete immer öfter auf Otto ein, mit dem Fliegen kürzerzutreten, an die Familie zu denken. Doch Otto hörte nicht auf ihn und ging seinen Weg allein weiter. Aber bald begann er selbst an seinen Vorstellungen des Fliegens zu zweifeln, bis er Ostern 1895 mit seinen zwei Söhnen (er hatte noch zwei Töchter) einen Ausflug nach Vehlin, einem Dorf mit großer Storchenkolonie, machte. Als er

später mit einem seiner Mitarbeiter dorthin zurückkehrte, um die Störche zu beobachten, entdeckte er, dass deren Flügel ein verstärktes Profil aufwiesen. Auf der Grundlage dieser Beobachtung konstruierte er einen Gleiter, den er am 29. Mai 1895 bei der Versammlung des *Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt* vorführte. Dabei hatte er auch eine selbsttätige Gleichgewichtserhaltung eingebaut, deren Patent am selbigen Tag erteilt wurde. Bei dieser Versammlung kamen mehrere hundert Zuschauer; eine solche Resonanz überraschte alle Anwesenden. Er vollführte mehrere Flüge an diesem Tag mit seinem neuen Gleiter und präsentierte sein noch nicht erprobtes Motorflugzeug, einen Schlagflügelapparat mit Kohlsäuremotor, am Boden. Die Menschen waren begeistert, und Otto bekam neuen Enthusiasmus. (11, S. 192 ff.) Er arbeitete weiter an dem Gleichgewichtsproblem, dessen Lösung er in einem Doppeldecker-Gleiter, also einem Gleiter mit zwei kleineren parallelen Flächen, sah. Bei Probeflügen am „Fliegeberg“ stellte sich heraus, dass der Gleiter auf Bewegungen des Fliegers leicht reagierte und sogar Bewegungen mit der Windrichtung erfolgten.

Am 8. August 1896 fuhr Otto für Flugversuche wieder in das Rhinower Ländchen. Ursprünglich war er dort mit einem amerikanischen Journalisten verabredet, der einen Gleiter von ihm kaufen wollte, doch sagte dieser kurzfristig ab. In Stölln angekommen wurde er herzlich begrüßt. Seine Vorflüge mit dem Eindecker am nächsten Tag beendete er zufrieden. Beim nächsten Versuch sollte die Dauer des Fluges durch den Mitarbeiter Paul Beylich gemessen werden, doch Otto geriet während des Fluges plötzlich in eine Bö, die ihn rasch nach oben steigen ließ. Bei seinem Versuch, wieder die normale Fluglage anzunehmen, neigte sich das Fluggerät so weit nach unten, dass Otto mitsamt seinem Gleiter abstürzte.

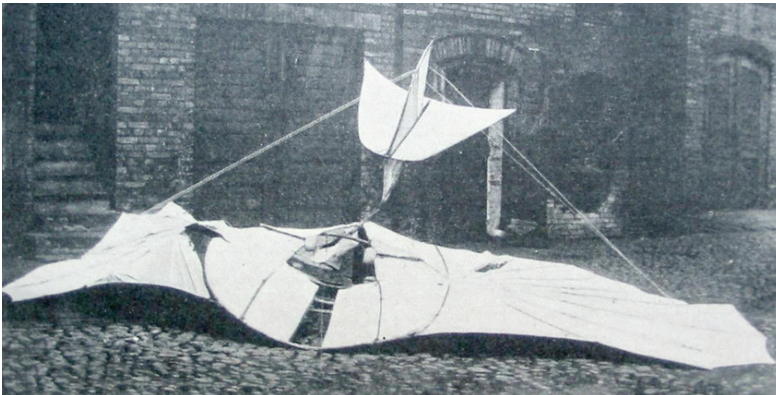


Abb. 2: Der abgestürzte Gleiter

Er hatte keine Chance, den Flug zu korrigieren. Bewusstlos lag er unter dem zerstörten Gleiter begraben. (13, S. 215 ff.) So schnell es ging, wurde Otto zusammen mit seinem Flugapparat nun zum Gasthof von Minna Herms gebracht, wo er vom Sanitätsrat Dr. Niendorf untersucht wurde. Er stellte keine äußerlichen Verletzungen fest, Otto war auch wieder bei Bewusstsein und in der Lage zu sprechen. Doch waren Ottos Beine und der ganze Unterkörper gelähmt, ein Anzeichen für einen Bruch der Halswirbelsäule. Die Familie wurde informiert und kam noch am selben Tag nach Stölln. Otto Lilienthal wurde am nächsten Morgen für eine ärztliche Behandlung nach Berlin transportiert, denn sein Zustand verschlechterte sich. Auf dem Weg dorthin verlor er das Bewusstsein und starb am 10. August 1896 im Krankenhaus. Er hinterließ seine Frau und die vier Kinder. Am 14. August wurde er auf dem Friedhof in Berlin-Lichterfelde unweit seines „Fliegebergs“ beigesetzt. Hunderte kamen zur Beerdigung, viele Nachrufe wurden geschrieben, um Otto ein letztes Mal die Ehre zu erweisen. So hieß es u. a.:

Mit dem Sturz Otto Lilienthals in den Rhinower Bergen hat die Aviatik ihr erstes Opfer gefordert und genommen, – und eines der größten gleich, die wir auf diesem Felde überhaupt zu verlieren hatten. (11, S. 220)

Otto Lilienthal konnte weder seinen Doppeldecker vervollständigen noch ein Motorflugzeug fliegen sehen. Auf seinem Grab stehen die Worte: „*Opfer müssen gebracht werden.*“

Träume werden geweckt

Otto Lilienthal wurde am 23. Mai 1848 in Anklam als Karl Wilhelm Otto Lilienthal geboren. Er war das erste von acht Kindern seiner Eltern Gustav und Caroline Lilienthal. Jedoch starben fast alle seiner Geschwister nach nur kurzer Zeit aufgrund widriger Lebensumstände; es überlebten nur sein ein Jahr jüngerer Bruder Gustav und seine acht Jahre jüngere Schwester Marie. (13, S. 10)

Vater Gustav Lilienthal war ein Tuchhändler mit eigenem Geschäft in Anklam, die Mutter Caroline eine ausgebildete Sängerin und Musiklehrerin. Das Tuchgeschäft wurde größtenteils von der wohlhabenden Bevölkerung aufgesucht, weshalb die Lilienthals finanziell keine Sorgen hatten. Doch als im Jahr 1848, noch vor der Geburt Ottos, die Revolution ausbrach, änderte sich dies grundlegend. Vater Gustav engagierte sich vermehrt im Reformverein der Stadt. Er war es leid zu sehen, wie die Gutsbesitzer ein Leben im Übermaß genossen

und die Masse der Landbevölkerung kaum Nahrungsmittel oder Kleidung besaß. Deshalb setzte er sich für die Rechte der ärmeren Bevölkerung ein, was den Zorn und die Missgunst des Adels und der Gutsbesitzer hervorrief. Daher mieden diese den Laden der Lilienthals, das Geschäft brach ein. Dies nahm er zum Anlass für zwei Entscheidungen. (11, S. 11 ff.) Erstens: Er arbeitete mehr auf seinem Torfstich und entwickelte verschiedene Maschinen und Geräte, um die Arbeit dort zu erleichtern. Diese Begeisterung für Technik und seine Experimentierfreude gab er an beide Söhne weiter. Zweitens: Als die wirtschaftliche Lage der Familie wegen des Familienzuwachses und der allgemein schlechten Wirtschaftslage im Land bedrohlich weiter sank, machte er Pläne, mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern. Die Auswanderung scheiterte jedoch, da Gustav kurz zuvor im Frühjahr 1861 starb. Caroline Lilienthal musste von nun an ihre drei Kinder alleine großziehen. Sie begann, wieder als Musiklehrerin zu arbeiten und musste durch andere Beschäftigungen noch zusätzlich Geld verdienen, um den Lebensstandard wenigstens aufrechterhalten zu können. Auch die Kinder mussten im Haushalt aushelfen. Das Leben zu diesem Zeitpunkt war zwar schwierig, doch war sie in der Lage, ihren Söhnen viele ihrer Wünsche zu erfüllen. So wollten sie vor allem Materialien für ihre Spiele, die nicht selten verschiedenste technische Experimente beinhalteten. Das technische Verständnis und die Begeisterung des Vaters hatten sich auf die Söhne übertragen. (11, S. 15) Doch nicht nur finanziell hinterließ der Tod des Vaters Spuren: Caroline musste aufgrund ihres Status' als Witwe die Vormundschaft ihrer Kinder abgeben. Ottos Vormund war nun sein Onkel Wilhelm, der jährlich Erziehungsberichte beim Gericht vorlegen musste. In diesen beschrieb er den Entwicklungsstand seines Neffen als „gut“ und „normal“. (13, S. 12) Caroline erzog ihre Kinder zu Bescheidenheit und brachte ihnen die Freuden der Musik und der Ästhetik nahe. So hatte ihr Ältester nicht nur großes Talent im Zeichnen besessen, er schrieb auch Gedichte. (11, S. 15 ff.) Das Cover seines Buches zierte ein von ihm gezeichnetes Aquarell, das eine „kreisende Storchfamilie“, so der Titel, zeigt. (5, Titelblatt) In diesem befindet sich auch ein Gedicht von ihm, das die Sehnsucht des Fliegens widerspiegelt. (5, S. 148 f.)

Mit acht Jahren wurde der älteste Lilienthalsohn auf dem Anklamer Gymnasium eingeschult. Schon hier zeigten sich seine Begabungen: Während er in den Sprachen „nur geringe“ bzw. „wenig sicher[e]“ Kenntnisse aufwies, waren seine Leistungen in den Naturwissenschaften im „befriedigende[n]“ Bereich. (13, S. 13 f.) Begabung wurde ihm im Zeichnen nachgesagt. Da seine Leistungen aber im Allgemeinen nur durchschnittlich waren, verließ er mit 16 Jahren im Jahr 1864 das Gymnasium. Erst zu diesem Zeitpunkt konnte im Erziehungsbericht ein Berufswunsch eingetragen werden: Maschinenbauer.

Daher zog er nach Potsdam, wo er zunächst bei seiner Tante wohnte, und begann seine Ausbildung. Nach zwei Jahren verließ er die Schule mit dem bisherigen Bestwert einer dort abgelegten Prüfung. (13, S. 17) Nach dem Abschluss seiner Lehre mit Auszeichnung begann der junge Maschinenbauer ein Praktikum bei der Berliner Maschinenfirma Schwarzkopff. Dazu musste er nach Berlin ziehen. Da aber nur wenig Wohnraum zu meist hohen Preisen vorhanden war, sah er sich gezwungen „Schlafbursche“ (11, S. 23) zu werden. Als solcher teilte er sich mit zwei anderen Arbeiterjungen ein kleines Zimmer unter geringsten materiellen Annehmlichkeiten. Dennoch absolvierte er dieses Jahr so gut (einfache Arbeiten wurden gegen immer schwierigere Arbeiten getauscht, zuletzt arbeitete er im Zeichen- und Konstruktionsbüro), dass es ihm ein Jahr später möglich war, ein Studium aufzunehmen, wo er den hoch angesehenen Wissenschaftler Franz Reuleaux kennenlernte. Reuleaux wird ihn bis über das Studium hinaus unterstützen und prägen. (13, S. 18 ff.) Er hat Otto Lilienthal sogar eine Stelle als Assistent an der Gewerbe-Akademie angeboten, doch lehnte der junge Student ab, um, wie er selbst gesagt haben soll, „neue Wege [zu] gehen“ (11, S. 41) und als Ingenieur zu arbeiten.

Nach seinem Abschluss mit Bestnoten musste er 1870 für ein Jahr als sogenannter Einjährig-Freiwilliger in den Deutsch-Französischen Krieg ziehen. Besonders beeindruckt war er von den eingesetzten Kriegsballons, die die Faszination Fliegen nur noch steigerten. Unmittelbar nach seiner Zeit beim Militär begann er seine Arbeit als Ingenieur bei der Maschinenbaufabrik M. Weber. Nur ein Jahr später wechselte er den Betrieb, arbeitete bei Carl Hoppe als Konstruktionsingenieur. Zusammen mit seinem Bruder Gustav versuchte er, sich mit mehreren Patenten selbstständig zu machen. 1881 meldete er ein Patent für einen Schlangenrohrkessel an, mit welchem er seine eigene Firma, die Otto Lilienthal Dampfkessel- und Maschinenfabrik, 1883 gründen konnte. (7, S. 26) Dank dieser Fabrik konnte der Ingenieur seine Gleiter nicht nur als Prototyp bauen, sondern sie dort auch herstellen lassen. Als er dann für seine Flugversuche in das Ländchen Rhinow kam, eröffnete er in Rhinow eine Werkstatt für Reparaturen an seinen Gleitern. Nach Otto Lilienthals Tod musste die Firma geschlossen werden, da sie ohne ihn nicht erfolgreich wirtschaftete.



Abb. 3: Otto Lilienthal

Es scheint, als ob die Forschung auf dem Gebiete des aktiven Fliegens durch ungünstige Umstände in Bahnen gelenkt worden sei, welche fast resultatlos verlaufen, indem die Ergebnisse dieser Forschung die wirkliche Förderung und Verbreitung einer positiven Kenntnis der Grundlagen der Fliegekunst bei weitem nicht in dem Maße herbeiführten, als es wünschenswert wäre. [...] Ich habe die Absicht gehabt, nicht nur für Fachleute, sondern für jeden Gebildeten ein Werk zu schaffen, dessen Durcharbeitung die Überzeugung verbreiten soll, dass wirklich kein Naturgesetz vorhanden ist, welches wie ein unüberwindlicher Riegel sich der Lösung des Fliegeproblems vorschiebt. (5, S. 3 f.)

Lilienthal beschreibt in seinem Beitrag zuerst die besondere Beschaffenheit von Vögeln, die es ihnen zu fliegen erlaubt. Ihre Flügel sind von „eigentümlicher Form“, werden „in geeigneter Weise durch die Luft bewegt“ und können „nach beliebigen Richtungen mit großer Geschwindigkeit“ fliegen. Sie haben hohle Knochen und benötigen eine „stetig unterhaltende Bewegungswirkung“ (5, S. 9 ff.), es muss dementsprechend eine Muskelanstrengung durch die Flügel geben. Er erläutert im Weiteren, warum das Fliegen nur mithilfe der Mechanik zum Erfolg führen kann und verwirft das Fliegen nach dem Prinzip „*Leichter als Luft*“, stellt das Fliegen mit Ballons sogar als Hindernis für die Entwicklung des Menschenfluges dar. Der Wissenschaftler analysiert die Bedingungen für den erfolgreichen Flug genau, erläutert den Zusammenhang zwischen Flügelbeschaffenheit und Luftwiderstand und erkennt, dass die Flügel eine gewisse Krümmung aufweisen müssen, um in die Luft zu steigen und dort zu bleiben. Er zog sogar einen Jungstorch zusammen mit seiner Frau Agnes groß, um ihn dann bei dessen Flugversuchen beobachten und dessen Maße nehmen zu können. Sie konnten beobachten, dass die Störche zuerst sprangen und dann nach und nach erlernten, die Flügel einzusetzen und mehr zu bewegen, sodass sie kurz darauf hoch in die Lüfte emporfliegen konnten. Seine Schlussfolgerungen für den menschlichen Flug formulierte er so:

Wenn der Mensch jemals dahin gelangen sollte, die herrlichen Segelbewegungen der Vögel nachzuahmen, so braucht er dazu also weder Dampfmaschinen noch Elektromotore, sondern nur eine leichte, richtig geformte und genügend bewegliche Flugfläche, sowie vor allem die gehörige Übung in der Handhabung. (5, S. 168)

Damit kündigte er auch im Namen seines Bruders die Vorgehensweise für die noch kommenden Flugversuche an. Alle theoretischen Untersuchungen belegte er mit den nötigen Berechnungen auf Grundlage der Physik und Mechanik, mit selbst durchgeführten Experimenten und detailgetreuen, maßstabsgerechten Zeichnungen.

„Also bedenken Sie, dass Sie nur ein Genick zum Brechen haben“

Bereits im Jugendalter versuchten die Brüder Lilienthal sich an ersten Fluggeräten. Zuerst bauten sie Flügel nach dem Vorbild der Vögel, die durch kräftiges Auf- und Abschlagen betätigt werden sollten. Das sogenannte Schlagflügelflugzeug von 1867 wurde um Brust und Hüfte geschnallt, die Beine mit Seilzügen mit den Flügeln verbunden. Bei Anziehen der Beine wurden die Flügel nach oben angehoben, durch Strecken nach unten gedrückt. (11, S. 25 ff.) Bis 1869 arbeiteten sie an einem neuen Schlagflügelapparat mit vier Flügeln (für dessen Material wurde das selbst konstruierte Tretrad verkauft), die in entgegengesetzte Richtungen zu bewegen waren, und einem Antrieb, der dem Gehen ähnelte. Er wurde in Demnitz beim Onkel ausprobiert, indem er über zwei Rollen an einen Dachbalken gehangen wurde. Nachdem das Gewicht noch ausgeglichen wurde, waren sie tatsächlich schon in der Lage, es unter größter Anstrengung schweben zu lassen. Doch sie merkten, dass ein freier Flug so nicht umzusetzen war und begannen mit ersten Experimenten zum Luftwiderstand mit eigens dafür erfundenen Messgeräten. (11, S. 35 ff. sowie 50 ff.) Dank der Versuche aber konnten wichtige Fragen zu den Tragflächen geklärt werden: „Welche Folgen hat es, wenn man die Fläche mehr oder weniger stark gegen den Luftstrom neigte? [...] Wie war das Verhältnis von Spannweite und Flügelweite, von Flügelfläche und Körpergewicht bei den verschiedenen Flugtieren?“ (13, S. 34) Die Beantwortung der Fragen führte schließlich im Jahr 1874 zur Entdeckung der gewölbten Tragfläche als Voraussetzung für das Fliegen. Insgesamt benannte Otto Lilienthal in seinem Buch dreißig Punkte, die bei der Konstruktion eines Fluggerätes zu beachten sind, damit es den Gleitflug vollziehen kann. (5, S. 178)

Aufgrund der theoretischen Berechnungen und Experimente vermochten die Brüder Lilienthal ihre ersten Flugapparate zu bauen und damit tatsächlich auch zu fliegen. Die vielen Zuschriften bekundeten ein allgemeines Interesse. (11, S. 183 ff.) Ab 1893 meldete Otto Schutzrechte auf seine Gleiter bzw. die Flügel seiner Gleiter an, da auch anderenorts wie in den USA flugtechnisch experimentiert wurde. Vier der 25 auf ihn ausgeschriebenen Patente waren Fluggeräte. (8) Die Schutzrechte ermöglichten Otto, seine Gleiter zu verkaufen. Er brauchte für die Herstellung 300 Mark und verlangte von einem Käufer 500 Mark. Zu dem Gleiter wurde ein Beipackzettel mit Anwendungshinweisen gelegt und mit der Warnung: „*Also bedenken Sie, dass Sie nur ein Genick zum Brechen haben.*“ (4, S. 4) Es sollte dem Käufer eine Erinnerung sein, nicht zu leichtsinnig mit dem Gleiter und dem eigenen Leben umzugehen. Das Fliegen war Ottos Traum, der ihn nie losgelassen hatte. Es war für ihn

die Leidenschaft, die ihn antrieb. So verwundert es nicht, dass ihn folgendes Motto sein Leben lang begleitete:

*Ein Flugzeug zu erfinden, ist nichts.
Es zu bauen, ein Anfang.
Fliegen, das ist alles.* (10)

Doch so begeistert die Brüder vom Fliegen waren und so interessiert sich auch viele Menschen zeigten, so fantastisch empfanden sie doch die Idee – fantastisch im Sinne von unrealistisch und träumerisch. Zu den Zeiten Lilienthals glaubte man an das Prinzip „*Leichter als Luft*“. Das heißt, dass man sich nur anhand von solchen Gasen, die bei gleichem Volumen leichter sind als Sauerstoff, in der Luft halten könne. Das entspricht aber keinem aktiven Fliegen mittels Antrieb oder Energie, sondern ist ein passives Schweben. Zu den Fluggeräten des „*Leichter-als-Luft*“-Prinzips zählen Ballons und Zeppele. (1, S. 8) Solche hatten Lilienthal zwar in seinem Traum vom Fliegen bestärkt, da er sowohl von den Abenteuern des Grafen Zambecari als auch von Kriegsballons fasziniert war. Doch er wollte fliegen wie Vögel, nach dem „*Schwerer-als-Luft*“-Prinzip. Dazu werden Flügel bzw. Tragflächen benötigt und die Luftströmungen müssen berechnet und beachtet werden. Otto wurde deswegen von seinen Kommilitonen verspottet, Professoren versuchten, ihm seine Ideen auszureden, andere bedeutende Wissenschaftler diskreditierten sogar seine Vorstellung. (11, S. 33 und 57) Selbst Hermann von Helmholtz sagte 1872, dass „*es kaum wahrscheinlich sei, dass der Mensch auch durch den allgeringsten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigene Muskelkraft zu bewegen hätte, in den Stand gesetzt werden würde, sein eigenes Gewicht in die Höhe zu heben und dort zu erhalten.*“ (2) Er hielt es für nicht wahrscheinlich, dass der Mensch anhand der eigenen Muskelkraft fliegen könne. Allgemein wurde diese Annahme damals aber so aufgefasst, dass es dem Menschen gar nicht möglich sein würde, sich in der Luft zu bewegen. Daher wurde er auch von der breiten Masse der Bevölkerung als unseriös verpönt. Nur wenige teilten Lilienthals Auffassungen über das Fliegen und unterstützten die Entwicklung des menschlichen Fluges. Zu diesen Befürwortern gehörten der *Verein zur Förderung der Luftschifffahrt* (13, S. 32), bei welchem er seit 1881 Mitglied war und wo er viele Vorträge zum Thema Fliegen hielt, und auch Wissenschaftler wie Ferdinand Ferber oder die Gebrüder Wright. (7, S. 83)

Vom Gleitflug zum Motorflug

Auch nach Otto Lilienthals Tod wurde weiter nach Wegen des menschlichen Fluges geforscht. Ein russischer Freund Ottos, N. J. Shukowski, präsentierte dessen Erkenntnisse und Erfahrungen bei einer Versammlung des *Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt* kurze Zeit später. Der russische Luftfahrtenthusiast Lessenko besuchte zusammen mit Gustav Lilienthal und dem Mitarbeiter Beylich den „Fliegeberg“. Sie hielten die Erinnerung wach. Doch zu einer Weiterentwicklung nach dem Tode Ottos kam es erst einmal nicht. Percy Pilcher versuchte sich in England an einem Motorflugzeug. Dieses wurde auf Grundlage eines Lilienthal-Gleiters gebaut, der mit einem Fahrgestell versehen wurde. Außerdem stützte sich Pilcher nicht mehr auf die Unterarme, sondern auf die Achseln. Doch noch bevor er den Bau seines Motorflugzeuges beenden konnte, starb er infolge eines Absturzes. In Amerika wurden unterdessen mit Modellen auf Basis der Lilienthal'schen Gleiter Flugapparate gebaut, mit denen selbstständige Flüge vollführt werden konnten. Die amerikanischen Fluggpioniere Herring und Chanute arbeiteten zusammen an der Präzisierung der Flugeigenschaften. Herring hatte einen Gleiter zu Ottos Lebzeiten erworben, konnte aber keine befriedigenden Ergebnisse vorweisen. Gemeinsam mit Chanute versuchte er sich dann ohne große Neuerungen an einem Mehrdecker. (11, S. 226) Jahre nach Ottos Tod beschäftigte sich auch Bruder Gustav Lilienthal wieder mit dem Fliegen. Er versuchte, einen Schwingenflieger zu bauen; mit diesem erreichte er zwar eine Vorwärtsbewegung durch Flügelschlag, jedoch keine Anhebung. Bei weiteren Arbeiten daran wurde er so schwer verletzt, dass er am 1. Februar 1933 an einem Herzschlag starb. (11, S. 227)

Es gab viele Unternehmungen, den Gleitflug zum Motorflug zu entwickeln. Viele scheiterten. Otto Lilienthal stand kurz davor. Die Ersten, die es tatsächlich schafften, waren die Amerikaner Wilbur und Orville Wright. Die Brüder begannen 1899 an den Arbeiten für ihr erstes Fluggerät, das auf den Berechnungen Otto und Gustav Lilienthals gründete. Mit diesen Worten beschrieb Wilbur Wright den Fluggpionier Otto Lilienthal:

Niemand glich ihm in der Kraft, neue Mitstreiter zu gewinnen; Niemand glich ihm im vollen klaren Verständnis der Prinzipien des Fluges und niemand leistete so viel, die Welt von den Vorteilen der gewölbten Flügeloberfläche zu überzeugen. Niemand tat so viel dafür, das Problem des menschlichen Fluges in die freie Luft zu überführen, wohin es gehört. (6)

Beide Brüder zollten Otto größten Respekt und Anerkennung. Erst dessen Tod hatte sie veranlasst, sich mit der Fliegerei zu beschäftigen, denn Otto war der einzige, der es vermocht hatte, wiederholt Flüge auszuüben. Die Gebrüder Wright beschäftigten sich zunächst mit Octave Chanute, der viele der Lilienthal'schen Schriften übersetzt hatte. Nach diesen Vorlagen bauten sie zuerst Gleiter, doch es reichte ihnen nicht. Sie setzten sich mit dem Mechaniker Charles Taylor zusammen und begannen, einen Vierzylinderreihenmotor mit 12 PS zu bearbeiten. Dieser wurde in ihren 1902 angefertigten Gleiter eingebaut, wodurch zwei gegenläufige Propeller mit zwei Kettenantrieben bewegt wurden. So kam es dann zum wichtigsten Tag in der Entwicklung eines Motorflugzeuges: der Tag, an dem die Wright Brüder ihren „Flyer“ genannten Flieger erstmalig flogen. Am 17. Dezember 1903 hob er von den Startschienen ab und blieb 12 Sekunden in der Luft. Sie flogen 37 Meter weit mit einer Geschwindigkeit von 16 Kilometer pro Stunde. Am selben Tag unternahmen sie noch drei weitere Flüge, der längste von über 260 Metern und 59 Sekunden. (12) Der Start in die weitere Erforschung des motorisierten Fluges, dessen Grundstein Otto Lilienthal gelegt hatte, war erfolgt.

Literatur

1. *Apel, J. P.*: Der wahre Grund des Fliegens oder die Aufdeckung des größten Lapsus der Wissenschaft des 20. Jahrhunderts, Books on Demand, Norderstedt 2001.
2. *Berlin-Brandenburg Aerospace Allianz e.V.* (unbekanntes Jahr): Lilienthal Preis-Stiftung [<http://www.lilienthal-preis.bbaa.de/otto.html>] Abruf vom 22.2.2015.
3. *Blechsmidt, P.*: Punktlandung. Ein Leben mit der Iljuschin IL-62, in: sueddeutsche.de, 17. Mai 2010 [<http://www.sueddeutsche.de/auto/ein-leben-mit-der-iljuschin-il-punkt-landung-1.574132>] Abruf vom 22.2.2015.
4. *Hille, F. & J.*: Die Geschichte des Flugplatzes in Stölln bei Rhinow, Flugsport Stölln, Januar 2013 [http://www.flugsport-stoelln.de/inc/download/Historie-EDOR_4auflage_2013.pdf] Abruf vom 22.2.2015.
5. *Lilienthal, O.*: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst, R. Gartners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1889.

6. *Lukasch, B.*: Von Lilienthal zu den Wrights, Otto-Lilienthal-Museum Anklam, 2003 [<http://www.lilienthal-museum.de/olma/wright.htm>] Abruf vom 22.2.2015.
7. *Lukasch, B.*: Otto Lilienthal. Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg 2014.
8. *Otto-Lilienthal-Museum Anklam* [<http://www.lilienthal-museum.de/olma/pat.htm>] Abruf vom 22.2.2015.
9. *Sawall, S.*: Fliegen wie ein Vogel?, in: S. Sawall, Vom Spatenstich zum Blumenbeet, Books on Demand, 30.11.2011, S. 74–76.
10. *Schefter.net*, Aphorismen.de. Aphorismen, Zitate, Sprüche und Gedichte [http://www.aphorismen.de/suche?f_autor=2362_Otto+Lilienthal&neuezuerst=1 am 11.06.2014] Abruf vom 22.2.2015.
11. *Seifert, K.-D.*: Otto Lilienthal – Mensch und Werk, Verlag Sport und Technik, Neuenhagen bei Berlin 1961.
12. *Tögel, R.* : Doppeladler.com, 2003 [<http://www.doppeladler.com/misc/wright.htm>] Abruf vom 22.2.2015.
13. *Waßermann, M.*: Otto Lilienthal, Teubner Verlagsgesellschaft, Leipzig 1985.

Abbildungen

- Abb. 1:* Otto mit seinem Derwitzer Apparat [<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:MuehlenbergDerwitz.jpg>] Abruf vom 22.2.2015.
- Abb. 2:* Der abgestürzte Gleiter [<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:LilienthalsTodesflug.jpg>] Abruf vom 22.2.2015.
- Abb. 3:* Otto Lilienthal [<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Otto-lilienthal.jpg>] Abruf vom 22.2.2015.
- Abb. 4:* Flugberechnungen anhand der Maße eines Storches, in: Lilienthal, Otto: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst, R. Gartners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1889.

Warum schreibe ich über Emmeline Pankhurst?

Jasmin Lambert

Von Emmeline Pankhurst habe ich zum ersten Mal in einer Diskussion mit anderen Frauen über das Thema Gleichberechtigung gehört. Da mir ihr Name zu dem Zeitpunkt noch völlig unbekannt war, fing ich an, mich über sie zu informieren und war von Beginn an von ihrer Leidenschaft fasziniert, mit der sie sich für Freiheitsrechte von Frauen eingesetzt hat. Und obwohl ich persönlich einige ihrer Wendungen im Handeln nicht nachvollziehen kann, so gehört sie doch mit zu meinen Vorbildern.

Nachdem ich festgestellt habe, dass Emmeline Pankhurst in Deutschland weitgehend unbekannt ist, wollte ich sie nicht nur vorstellen, sondern mit meiner Skizze vor allem zeigen, was Frauen in Großbritannien und weit darüber hinaus ihrem politischen Wirken zu verdanken haben.

Mit Leidenschaft in den Kampf – Die Suffragette Emmeline Pankhurst

In unserer heutigen Gesellschaft gehören das Wahlrecht für Frauen und die Gleichberechtigung von Mann und Frau zu unserem Alltag. Laut dem „Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau“ der Vereinten Nationen haben Frauen in mehr als 180 Ländern der Welt das aktive und passive Wahlrecht. (2) Vor noch nicht einmal hundert Jahren sah die Welt jedoch noch ganz anders aus. In Deutschland dürfen Frauen seit 1918 zur Wahl gehen und auch laut Grundgesetz gilt die völlige Gleichberechtigung der Geschlechter. (Artikel 3, Absatz 2 Grundgesetz) In England bedurfte es die zum Teil mit großer Leidenschaft geführten politischen Kämpfe einiger weniger Frauen, die für eine Verbesserung der Lebensumstände anderer Frauen eintraten. Doch immer wieder stellt sich für uns heute die Frage, ob wir wirklich so gleichberechtigt sind, wie wir es laut Grundgesetz eigentlich sein sollten.

Ständig vermelden die Medien neue Nachrichten, die darauf hinweisen, dass dem nicht ganz so ist. Das belegen Beispiele wie die Forderung nach generell gleichem Lohn für gleiche Arbeit, die Einführung einer Frauenquote in der Arbeitswelt oder Daten darüber, welche Bevölkerungsgruppe am ehesten von Armut betroffen ist. (3) Sicherlich, vieles hat sich verändert, und unsere heutige Lebenswirklichkeit ist eine komplett andere als zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dennoch kann man einige Parallelen erkennen, wenn man genauer hinsieht. Und wer weiß, wie unsere Welt heute aussehen würde, wenn es eben nicht jene eingangs erwähnten Vorreiterinnen für die Frauenrechte gegeben hätte. Eine von diesen Frauen ist die Engländerin Emmeline Pankhurst.



Abb.: Ansprache von Emmeline Pankhurst vor einer Menschenmenge in New York, USA, im Jahr 1913

Frühe Jahre

Emmeline Pankhurst kam am 15. Juli 1858 in Moss Side, einem Vorort von Manchester, als Emmeline Goulden, Tochter von Robert Goulden und dessen Ehefrau Sophia Jane, zur Welt. In verschiedenen Biografien, auch der ihrer Tochter Sylvia Pankhurst wird als Geburtsdatum der 14. Juli 1858 genannt, obwohl ihre Geburtsurkunde – laut neuerer Biografen – den 15. Juli nennen soll. Dies lässt sich wohl darauf zurückführen, dass eine Geburt am 14. Juli, dem Jahrestags des Sturms auf die Bastille in Paris, einer Kämpferin für die Gleichheit der Frauen einen deutlich höheren Symbolwert hätte.

Die Stadt Manchester war im 19. Jahrhundert das Zentrum der britischen Textilwirtschaft und auch ihr Vater Robert Goulden hatte es aus eigenem Antrieb zu einem geachteten Mitglied des unternehmerischen Mittelstands der Stadt geschafft. In ihrer 1914 erschienenen Autobiografie „*My own story*“ (dt. „Ein Leben für die Rechte der Frauen“) beschrieb sie ihre Kindheit als äußerst prägend für ihren späteren Lebensweg. Ihre Eltern waren politisch sehr engagiert und haben ihren Kindern vorgelebt, was es heißt, nicht nur politisch zu denken, sondern auch zu handeln. Sie waren beide aktive Mitglieder der Liberalen Partei, dem damaligen Gegengewicht zu der Konservativen Partei, in der sich viele Angehörige des Adels befanden. Die Anhänger der Liberalen traten für soziale und wirtschaftliche Reformen ein. Emmeline Pankhurst selbst stellte gleich zu Beginn ihrer Autobiografie dar, wie sehr sie durch ihr Elternhaus in ihrer eigenen politischen Selbstfindung beeinflusst worden war. Eine ihrer frühesten Kindheitserinnerungen bestand darin, wie sie ihren Eltern dabei geholfen hatte, Geld für den Kampf gegen die Sklaverei in den USA zu sammeln, indem sie auf Versammlungen und Wohltätigkeitsbasaren die Sammelbüchse gehalten hat. Generell war das Thema der Sklaverei und die Behandlung der afroamerikanischen Bevölkerung in den Staaten für die Familie Goulden und deren Freundeskreis ein äußerst wichtiges. Als Bettlektüre hatte ihre Mutter den Kindern immer aus Büchern wie „*Onkel Toms Hütte*“ von Harriet Beecher Stowe, dem wahrscheinlich auch heute noch bekanntesten Roman über die Sklaverei in den Südstaaten der USA, vorgelesen. Als Kind hätte Emmeline immer mit den Hauptfiguren mitgeföhlt und somit schon sehr früh ein Verständnis für die Ungleichbehandlung der Menschen entwickelt. Die Tatsache, dass Emmeline in ihren Büchern und Schriften immer das Wort „Neger“ verwandte – sie schrieb z. B.: „*Eine andere aufregende Geschichte handelte von der Flucht eines jungen Negers von der Plantage seines grausamen Herrn.*“ (5, S. 10) –, lässt sich aber nicht auf einen latenten oder gar offen ausgelebten Rassismus zurückführen, sondern entspricht einfach

nur den sprachlichen Gewohnheiten ihrer Zeit, auch wenn es für heutige Leser einen kleinen Stolperstein bei der Lektüre darstellt. Und obwohl sich Robert und Sophia Goulden einerseits als weltoffene und liberale Menschen sahen und nach den dazu passenden Grundsätzen handelten, so waren sie andererseits Menschen ihrer Zeit und machten durchaus Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Um dies zu verdeutlichen, hat Emmeline Pankhurst über ihren Vater gerne folgende Anekdote aus ihrer Kindheit erzählt: Eines Abends, als sie noch wach im Bett lag, kam ihr Vater ins Zimmer und beugte sich über die sich schlafend stellende Emmeline und sprach mit einem leisen Anflug von Bitterkeit in der Stimme zu ihr „*She should have been a lad!*“ (6, S. 7) Diese kleine Bemerkung (5, S. 13, dt.: „Wie schade, dass sie nicht als Junge geboren wurde!“), im Unwissen darüber geäußert, dass sie gehört wurde, führte dazu, dass Emmeline sich mehr und mehr Gedanken über ihre Rolle als Mädchen in der Welt machte. Denn obwohl sie stets betonte, dass sie in einer Umgebung ohne Entbehrungen finanzieller und materieller Art sowie mit viel Zuneigung und Verständnis aufwuchs, fielen ihr doch zunehmend Unterschiede zu ihren Brüdern auf. Alle Kinder der Familie Pankhurst besuchten standesgemäße Schulen. Jedoch galt hier, dass ihre Brüder eine ganz andere Art der Ausbildung bekamen als die Mädchen der Familie. Das Hauptaugenmerk bei der Vermittlung von Wissen lag bei ihnen nämlich auf ganz anderen inhaltlichen Punkten. Ziel der Schulen für Mädchen der höheren Klassen war es, aus ihnen gute Mütter und Hausfrauen zu machen, die ihren Männern ein gemütliches Zuhause bieten sollten. Obwohl Emmeline sich der Unterschiede bewusst wurde, bedauerte sie es nicht, als Mädchen das Licht der Welt erblickt zu haben. In ihr reifte der Gedanke, gegen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern anzugehen. So kam es, dass sie im Alter von gerade einmal 14 Jahren eine Veranstaltung zum Thema der Frage „Frauen und Wahlrecht“ besuchte. Damals galt im Vereinigten Königreich des Viktorianischen Zeitalters, dass nur männliche Haushaltsvorstände zur Wahl gehen durften. (7) Andere im Haushalt lebende Männer und Frauen waren somit von politischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen.

Im Alter von 15 Jahren wurde Emmeline auf eine Schule für Mädchen aus der gehobenen Mittelschicht nach Paris geschickt. Dort galten für die damalige Zeit sehr fortschrittliche Ideen zur Erziehung von Mädchen. So stand auf dem Stundenplan neben Fächern wie Handarbeit z.B. auch Chemie. Ihre Zeit in Paris beschrieb Emmeline als glücklich und erfüllend, da sie sich ernst genommen fühlte. Vier Jahre später kehrte sie nach Beendigung ihrer schulischen Laufbahn nach England zurück und heiratete nur wenig später, am 18. Dezember 1879, den deutlich älteren Richard Marsden Pankhurst, einen

Rechtsanwalt mit eigenen politischen Ambitionen, der sich unter anderem für die Rechte von Frauen einsetzte. Sie bekamen fünf Kinder: Christabel Harriette (1880), Estelle Sylvia (1882), Francis Henry (1884), Adela (1885) und Henry Francis (1889). Francis Henry verstarb im Alter von nur fünf Jahren. Zu seinem Andenken nannte das Ehepaar den zweiten Sohn, der nur kurze Zeit später geboren wurde, Henry Francis. Während ihrer glücklichen Ehe (keine Selbstverständlichkeit in der damaligen Zeit) engagierte sich Emmeline Pankhurst in sozialen Bereichen für die Frauen. Und wie schon in der Vergangenheit war sie fasziniert vom Thema Frauenwahlrecht. Damals gab es verschiedene Vereinigungen von Frauen, die zum größten Teil unabhängig voneinander agierten und deren Ziel dessen Einführung war. Dazu waren kontinuierlich Gesetzesvorlagen entworfen worden, die von den zuständigen Politikern jedoch immer wieder abgeschmettert wurden. Emmeline Pankhurst besuchte in dieser Zeit zunehmend Veranstaltungen diverser Frauenrechtsgruppen und begann, sich mehr und mehr mit der Materie auseinanderzusetzen. Dabei wurde sie stets von ihrem Ehemann Richard ermutigt und unterstützt, obwohl dies für ihn auch bedeutete, dass sich einige Mandanten von ihm abwandten, da sie nicht mit der emanzipatorischen Haltung der Familie einverstanden waren. Politisch konnte er selber keine Erfolge vorweisen, obwohl er sich mehrfach um einen Sitz im Unterhaus bemüht hatte.

Der 5. Juli 1898 wurde zu einem persönlichen Wendepunkt im Leben von Emmeline Pankhurst. Nur wenige Tage vor ihrem 40. Geburtstag verstarb Richard Pankhurst nach längeren gesundheitlichen Beschwerden an einem Magengeschwür. Zu dem persönlichen schmerzvollen Verlust kamen zusätzlich noch finanzielle Sorgen. Um sich und ihren Kindern den Lebensunterhalt zu sichern, arbeitete sie als Standesbeamtin. Auch in dieser Funktion sah sie sich oft mit den sozialen Problemen der Frauen konfrontiert. Ihre Aufgabe bestand darin, die Geburts- und Todesfälle in ihrem Zuständigkeitsbereich für die Bevölkerungsstatistik zu erfassen. Während ihrer Sprechstunden erzählten die zu Emmeline kommenden Frauen ihr nicht nur von den Geburten ihrer Kinder, sondern auch ihre persönlichen Geschichten, und sie erkannte immer deutlicher, wie hoch die Gefahr für Frauen mit Kindern war, in absoluter Armut leben zu müssen, wenn kein Mann an ihrer Seite war, unabhängig davon, ob sie eine Witwe oder eine unverheiratete Mutter war. (5, S. 35 f.)

Wiederum lässt sich eine Parallele zur Gegenwart ziehen. Auch heute noch gilt, dass alleinerziehende Mütter am häufigsten Gefahr laufen, in Armut leben zu müssen (3), selbst wenn es sich nicht mehr um eine Armut handelt,

wie sie z. B. Charles Dickens in seinen Romanen beschrieb, in denen arme Menschen buchstäblich verhungern mussten.

Um die soziale Situation der Frauen zu stärken und nicht einfach nur passiv zu erdulden, begann Emmeline Pankhurst sich zu engagieren und trat unter anderem der Independent Labour Party (Unabhängige Arbeiterpartei) bei.

Women's Social and Political Union

Als sich nach und nach herausstellte, dass der eingeschlagene Weg der Frauenvereinigungen nicht zum gewünschten Erfolg führte und jede im Parlament eingebrachte Gesetzesvorlage abgewiesen wurde, keimte in Emmeline Pankhurst und ihrer Tochter Christabel der Plan, neue Wege zu beschreiten im Kampf für die Erlangung des allgemeinen Wahlrechts aller Frauen. Sie wollten ihre eigene Frauenvereinigung gründen, deren einzige Aufgabe es war, eben jenes Wahlrecht sofort zu erlangen und zwar nicht durch die bisher getätigten politischen Überzeugungsmethoden, sondern durch gezielte politisch motivierte Aktionen. Am 10. Oktober 1903 war es soweit. Emmeline und Christabel Pankhurst errichteten zusammen mit vier anderen Frauen, die ihre Überzeugungen teilten, in Manchester die *Women's Social and Political Union* (Soziale und Politische Frauenunion), kurz WSPU. Doch was unterschied diese neue Organisation von den alten? Die WSPU war bei Weitem nicht die einzige Vereinigung, die das Wahlrecht der Frauen als politisches Ziel hatte. Die Erklärung ist einfach: Das Wahlrecht für Frauen und die damit verbundene Gleichstellung von Frauen und Männern war das alleinige Ziel der WSPU. Die Pankhursts vertraten die Ansicht, dass sich alle anderen Vereine und Verbände viel zu sehr mit der Lösung verschiedener sozialer Probleme befassen und somit das große Ziel aus den Augen verloren. Ihrer Ansicht nach war das volle Wahlrecht jedoch die entscheidende Formel zur Lösung aller sozialen Probleme und der Ungerechtigkeiten an Frauen. Denn – so ihre Überzeugung – durften Frauen erst wählen, kämen die Verbesserungen der weiblichen Lebensumstände von ganz alleine. Politiker im Allgemeinen und die Regierung im Besonderen hätten plötzlich eine völlig neue Wählergruppe, die zufrieden gestellt werden müsste. Und somit würden sie sich auch mit deren speziellen Problemen befassen müssen. Um Mitglied in der WSPU zu werden, mussten Frauen vor allem zwei Bedingungen erfüllen. Zum einen durften sie in keiner Verbindung zu einer der politischen Parteien stehen. Die Arbeit der Union sollte überparteilich sein und nicht durch Interessenkonflikte gestört werden. Zum anderen sollte jedes Mitglied darüber hinaus dazu bereit sein, Taten sprechen zu lassen. „*Deeds, not words!*“ („Taten, nicht

Worte!“) war von nun an ihr Motto. Frauen, die sich dazu bekannten, mussten dies schriftlich bestätigen und zudem eine Gebühr von einem Schilling entrichten. Eine Satzung, eine Geschäftsordnung und andere formale Vorgaben für Verbände gab es bei der Union nicht. Emmeline Pankhurst behielt sich sogar das Recht vor, Frauen, die nicht länger einverstanden waren mit den Methoden der Union oder gar andere Themen auf die Agenda setzen wollten, sofort zum Austritt zu zwingen. Bezeichnend für die Art und Weise, wie sie ihre neue Vereinigung sah, ist die Tatsache, dass sie sie mit einer Armee, die sich im Kampf mit der Regierung um das Wahlrecht befindet, verglich. Durch ihre Erfahrungen in der Vergangenheit mit dem Vorlegen von Resolutionen und deren ständiger Abweisung hatte Emmeline Pankhurst das Vertrauen in derartige politische Entscheidungsprozesse verloren. Ihrer Ansicht nach war es gleichgültig, welche Partei zur dieser Zeit an der Macht war, da sie alle gegen das Frauenwahlrecht waren. Dass sie zum Gegner der damals regierenden Liberalen wurde, obwohl sie selbst aus einer Familie stammte, die sich sehr für diese Partei engagierte und deren Ideale sich mit ihren zum größten Teil deckten, erscheint nachvollziehbar. Auch ihre Arbeit für die Independent Labour Party hatte sie bereits vor der Gründung der WSPU eingestellt, da sich deren Parteispitze weigerte, für das Wahlrecht für Frauen einzutreten. (5, S. 40 ff.) All dies bedeutete allerdings nicht, dass sie mit den Parteien an sich unzufrieden war. Es ging ihr einzig und allein darum zu zeigen, dass die Partei, welche das Land gerade regierte, sich nicht um das Wahlrecht für Frauen kümmerte. Aus diesem Grund würde jede Partei von ihnen bekämpft werden, die über Regierungsgewalt verfügte.

Mit der Gründung der WSPU war die große Zeit der Suffragetten, wie sich die Frauenrechtlerinnen nannten, gekommen. Der Begriff leitet sich ab von dem englischen Wort *suffrage* für Wahl oder Wahlrecht. Durch das Anhängen des englischen Suffixes „-ette“ im Diminutiv, der grammatikalischen Verkleinerungsform, sollten anfänglich die Frauenrechtlerinnen der Lächerlichkeit preisgegeben werden. (4)

Zu Beginn bestand die Arbeit der Union hauptsächlich darin, Reden zu halten, ob in Wohnzimmern oder kleinen Veranstaltungsräumen war unwichtig. Auf diese Art konnten neue Mitglieder angeworben werden. Publikationen wie z. B. die Schrift „*The Suffragette*“ wurden gedruckt und vertrieben, und langsam aber sicher trat die Union in das Licht der Öffentlichkeit. Sie entwickelten eine Strategie, deren Aufgabe darin bestand, Politiker bei öffentlichen Auftritten zu stören und sie nach dem Frauenwahlrecht zu fragen. Sehr häufig wurden sie dabei von der Polizei und Ordnungskräften teils mit Gewalt zur Ruhe

gebracht. Viele der Suffragetten wurden im Laufe der Zeit verhaftet und für einige Zeit inhaftiert. Um auf ihre Lage in den Gefängnissen aufmerksam zu machen, traten sie in Hungerstreiks. Die Folge war Zwangsernährung. Dazu wurde ihnen ein Schlauch durch die Nase bis hinunter in den Magen geführt, wodurch dann eine Art Brei gedrückt wurde. Dies erregte einiges Aufsehen in der Bevölkerung und hatte zur Folge, dass die Behörden sich gezwungen sahen, zu reagieren. Was dann folgte, ging als „*cat and mouse act*“ in die Geschichte ein. Sich in Hungerstreik befindende Frauen wurden vorzeitig aus der Haft entlassen, um zu Kräften kommen zu können. Waren sie wieder gesund, mussten sie den Rest ihrer Haftstrafen antreten, wo sie wiederum in den Hungerstreik traten. Auch Emmeline Pankhurst wurde im Laufe der Zeit mehrfach inhaftiert. Die Aktionen der WSPU beschränkten sich später auch nicht mehr nur auf Demonstrationen oder das Stören von Reden. Vielmehr wurden sie immer radikaler und es kam zu Bombenanschlägen, bei denen allerdings die Devise galt, dass kein Mensch körperlich zu Schaden kommen sollte. Das galt auch für Aktionen wie das Zerstören von öffentlichen Verkehrsmitteln, Anschläge auf Kirchen oder für Respektlosigkeiten gegenüber Personen der Regierung. Eines ihrer Hauptangriffsziele war der damalige britische Premierminister Herbert Henry Asquith. Nach Meinung der Suffragetten trug er die maßgebliche Verantwortung dafür, dass es immer noch keine Gesetzesvorlage zum Thema Frauenwahlrecht geschafft hatte, Rechtskraft zu erhalten. Im Frühjahr des Jahres 1913 eskalierte die Situation. Am 3. April 1913 verübten Frauenrechtlerinnen der Union einen Brandanschlag auf den Landsitz von David Lloyd George, dem britischen Schatzkanzler. Emmeline Pankhurst übernahm dafür die Verantwortung und kam zusammen mit den Frauen, die ihn verübt hatten, in die Haftanstalt Holloway. In der Folge entbrannten Straßenschlachten mit der Polizei, wonach weitere Frauen verhaftet wurden. Der bittere Höhepunkt war am 4. Juni 1913 erreicht, als die Suffragette Emily Davison auf traurige Art und Weise zum Sinnbild der Verzweiflung und zugleich der Radikalisierung der Frauenrechtlerinnen wurde. An eben jenem Tag fand in Epsom, einem Vorort von London, das English Derby, ein Pferderennen, statt, an dem auch der damalige König Georg V. teilnahm. Während des Rennens trat Emily Davison mitten auf die Bahn und warf sich unmittelbar vor das Pferd des Königs. Dieses trat unweigerlich auf ihren Kopf, wobei sie einen Schädelbruch erlitt. Vier Tage später erlag sie ihren Verletzungen. Bis heute sind ihre Beweggründe ungeklärt. Wollte sie nur vom König beachtet werden und mit ihm reden? Oder wollte sie gar tatsächlich das ultimative Opfer erbringen und für die Sache der Frauen sterben? Man weiß es nicht. Das Bild von der Frau, die vom Pferd des Königs überrannt worden war, ging allerdings um die Welt. Der Vorfall war durch die damals

noch recht neue Technik der Filmaufnahmen festgehalten worden. Eigentlich sollte nur der König gefilmt werden, wie er an einem Derby teilnimmt. Mit Emily Davison hatte niemand gerechnet. Noch heute kann man sich die nur wenige Sekunden dauernde Sequenz des erschütternden Vorfalls ansehen, weshalb die Aufnahmen mit zu den bekanntesten bewegten Bildern aus dieser Zeit zählen. (8) Rückblickend haben die Bilder mit dazu beigetragen, die Union immer weiter ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu bringen. Da die neue Technik es den Fotografen inzwischen erlaubte, Bilder in der Bewegung aufzunehmen, gab es plötzlich Fotos von Frauen, die mit Gewalt von der Polizei abgeführt wurden. Bei einigen Zeitgenossen führte dies zu Sympathien, bei anderen dagegen zu Ablehnung, da nach damaligem moralischem Maßstab Frauen sich anders zu verhalten hatten.

Nach dem Tod von Emily Davison gingen die Aktionen der Union weiter. Für Emmeline Pankhurst hatte dies jedoch auch persönliche Niederschläge zur Folge. Ihre Töchter Sylvia und Adela waren nicht länger einverstanden mit den Aktionen der Mutter, ihrer Schwester Christabel und der Union. Es kam zu Streitigkeiten. 1914 trat Sylvia daraufhin aus der Union aus und Adela wanderte noch im selben Jahr nach Australien aus.

Der Krieg verändert alles

Emmeline Pankhurst war nicht nur eine erbitterte Kämpferin für das Frauenwahlrecht. Sie war auch eine große Patriotin. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, überraschte sie alle. Ihr großes Ziel, ja ihre Lebensaufgabe, wurde im Angesicht des Krieges nebensächlich. Wie so viele ihrer Landsleute der damaligen Zeit hegte sie große Vorbehalte gegenüber dem deutschen Kaiserreich, welches ihrer Meinung nach eine Gefahr für die Freiheit der gesamten Welt darstellte. Deshalb begann sie, ihre ganze Energie in den Kampf für den Sieg Großbritanniens gegen das deutsche Kaiserreich zu stecken. Am 16. April 1915 erschien nach längerer Zeit wieder eine Ausgabe von „The Suffragette“ aus der folgendes Zitat stammt:

It is a thousand times more the duty of the militant Suffragettes to fight the Kaiser for the sake of liberty than it was to fight anti-Suffrage Governments. (6, S. 153, dt.: „Die Pflicht der militanten Suffragetten, den Kaiser um der Freiheit Willen zu bekämpfen, ist tausendfach höher, als sie es je war, um Regierungen, die gegen das Wahlrecht waren, entgegen zu treten.«)

Viele ihrer alten Weggefährten verschreckte und enttäuschte sie damit und die Arbeit der Union kam fast vollständig zum Erliegen. Auch das ohnehin schon angespannte Verhältnis zwischen Emmeline und ihren beiden Töchtern Sylvia und Adela verschlechterte sich weiter. Beide waren entsetzt über die Zustimmung ihrer Mutter zum Krieg, da sie selbst eine pazifistische Haltung einnahmen. Umgekehrt war allerdings auch die Mutter von den Töchtern enttäuscht. Ihr Einsatz für den Sieg Großbritanniens ging sogar so weit, dass sie ihn für wichtiger als das Frauenwahlrecht einstufte. Im Sommer 1916 wurde eine Gesetzesvorlage im Parlament eingebracht, die das Wahlrecht der Briten auf weitere Bevölkerungsschichten ausweiten sollte. So sollten einfache Soldaten und Matrosen, die oftmals von Wahlen ausgeschlossen waren, da sie häufig nicht als Haushaltsvorstände agierten, zu den Wahlen zugelassen werden. In derselben Gesetzesvorlage stand auch, dass das Wahlrecht auch auf Frauen ausgeweitet werden sollte. (6, S. 157) Emmeline Pankhurst jedoch erteilte dem damaligen britischen Premierminister Herbert Henry Asquith öffentlich den Rat, dieses Frauenwahlrecht explizit aus der Vorlage zu entfernen, da dieses ein Inkrafttreten des Gesetzes verhindern könnte. Sie wollte den Männern, die für ihr Land im Krieg kämpften und Gefahr liefen, darin getötet zu werden, die Möglichkeit geben, zur Wahl zu gehen. Für viele hat sie spätestens zu diesem Zeitpunkt einen Verrat an der Sache der Frauen begangen. Ihr Einsatz für den Kampf der Verbündeten im Ersten Weltkrieg führte sie auch vermehrt in die USA. Dort hielt sie Reden und Vorträge, um die Bevölkerung und die amerikanische Regierung dazu zu bewegen, in den Krieg einzutreten, um den Kriegsverlauf zugunsten der Entente entscheidend zu beeinflussen.

Dennoch hatte Emmeline Pankhurst nie die Probleme der Frauen aus den Augen verloren. Sie besprach mit der britischen Regierung, wie man es anstellen könnte, den Frauen den Eintritt in die Arbeitswelt zu erleichtern, um somit auch die wirtschaftliche Lage stabil zu halten und kriegswichtige Industrien zu unterstützen. Da ein großer Teil der Männer im Krieg kämpfte, war dies von großer Wichtigkeit, um die Heimatfront entscheidend zu verstärken. Allerdings erwähnt sie in dem Vorwort zu ihrer Autobiografie, die kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges erschien, ihre Zweifel darüber, ob die männliche Bevölkerung dieses auch anerkennen und den Frauen mehr Rechte zugestehen würde. (5, S. 291 f.) Zudem widmete sie sich in den Kriegsjahren Neugeborenen – oftmals unehelichen Kindern –, deren Väter an der Front und deren Mütter nicht dazu in der Lage waren, für sie in einem ausreichenden Maße zu sorgen. Zu diesem Zwecke eröffnete sie ein Waisenhaus mit dem Ziel, diese Babys zur Adoption zu vermitteln. Sie selbst wollte

mit gutem Beispiel vorangehen und adoptierte vier Kinder. Statt der von ihr erhofften gesellschaftlichen Solidarität mit den Waisen wurde sie häufig dafür kritisiert, ein solches Heim errichtet zu haben. Die Spenden und Adoptionsanträge blieben aus. Als Folge konnte sie die Einrichtung nicht mehr halten und gab die Leitung in andere Hände.

Als 1917 in Russland die Revolution ausbrach und die neue bolschewistische Regierung einen Waffenstillstand mit dem deutschen Kaiserreich vereinbaren wollte, um die ganze Energie für den Aufbau und die Sicherung des neuen Systems nutzen zu können, fuhr Emmeline Pankhurst mit der Unterstützung der britischen Regierung nach Russland. Sie führte Sondierungsgespräche mit Vertretern der Räteregierung, den Sowjets, um Möglichkeiten eines gemeinsamen Vorgehens zu erkunden. Da auch in Russland in der Zwischenzeit ihre Autobiografie erfolgreich verlegt worden war, verfügte sie somit über einen gewissen Bekanntheitsgrad. Die Reise brachte jedoch nicht den erhofften Erfolg. Vielmehr führte sie zu einer wachsenden Unzufriedenheit mit dem Sozialismus, die darin endete, dass Emmeline Pankhurst zur offenen Gegnerin dieses Gesellschaftssystems wurde. Zurück in ihrer Heimat gründete sie zusammen mit Christabel die „*Women's Party*“, eine politische Partei, die nur Frauen offen stand und die sich hauptsächlich mit politischen und sozialen Fragen zur Situation von Frauen beschäftigte.

Kurz vor Kriegsende wurden zum Thema Frauenwahlrecht erste Erfolge vermeldet. Im Jahr 1918 trat ein Gesetz in Kraft mit dem Namen „*Representation of the People Act*“. Dieses besagte, dass alle Männer nach vollendetem 21. Lebensjahr zur Wahl gehen konnten – unabhängig von Besitztümern. (7) Somit konnten auch die von Emmeline als Helden bezeichneten Soldaten und Matrosen zur Wahl gehen. Zudem galt nun auch ein Wahlrecht für Frauen, allerdings mit großen Einschränkungen. Unter anderem durften nur Frauen, die älter waren als 30 Jahre und über Besitz verfügten, zur Wahl gehen.

Die letzten Jahre

Nach dem sich 1. Weltkrieg bahnte für Emmeline Pankhurst ein neuer Lebensabschnitt an, in dem sie vermehrt auf sich selbst achten musste. Die häufigen Gefängnisaufenthalte, die Hungerstreiks und die darauf folgende Zwangsernährung sowie das Alter begannen ihren Tribut zu fordern.

Nachdem die von Mutter und Tochter gegründete „*Women's Party*“ politisch nicht Fuß fassen konnte, wurde sie nur zwei Jahre nach ihrer Gründung 1919

wieder aufgelöst. Emmeline Pankhurst zog sich immer mehr aus dem politischen und öffentlichen Geschehen zurück. Sie reiste viel und lebte einige Zeit in Kanada und auf den Bermudas, da das dortige Klima ihrer angeschlagenen Gesundheit guttat. 1925 ging ihr Geld zur Neige und sie kehrte zurück in ihre alte Heimat zu ihrer Familie. Kaum dort angekommen, tat sie wieder einen Schritt, der für viele überraschend kam. Sie trat der Konservativen Partei bei; hauptsächlich aus Angst vor dem Bolschewismus und weil in ihren Augen nur die Konservativen die westliche Welt vor dessen Ausweitung beschützen konnte. Aufgrund ihres sich immer weiter verschlechternden Gesundheitszustandes wurde Emmeline Pankhurst am 31. Mai 1928 in ein Pflegeheim in Hampstead bei London gebracht. Mehrere Ärzte versuchten vergeblich, ihr zu helfen. Sie fiel in eine tiefe Bewusstlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachen sollte. Am 14. Juni 1928 verstarb Emmeline Pankhurst fast auf den Tag genau einen Monat vor ihrem siebzigsten Geburtstag. Auch die Vollendung ihres Lebensraumes konnte sie nicht mehr erleben. Am 2. Juli 1928 trat eine Erweiterung des Gesetzes „*Representation of the People Act*“ von 1918 in Kraft, welches besagte, dass alle Frauen des Vereinigten Königreiches, die älter als 21 Jahre sind, das volle Wahlrecht erhalten, unabhängig davon, ob sie über Besitz verfügten oder nicht. (7)

Nach ihrem Tod wurde in den Victoria Tower Gardens in Westminster, London, eine Statue mit ihrem Abbild eingeweiht, die auch heute noch dort steht. Neben dem politischen Vermächtnis bleibt von Emmeline Pankhurst der Eindruck, ihr Leben in Leidenschaft verbracht zu haben.

Literaturverzeichnis

1. *Clarke, Peter: Hope and Glory. Britain 1900-2000*, 2. Aufl., Penguin, London 1997.
2. *Committee on the Elimination of Discrimination Against Women*, United Nations. [<http://www.ohchr.org/EN/HRBodies/CEDAW/Pages/CEDAWIndex.aspx>] Abruf vom 7.12.2014.
3. *Datenreport 2013*. [<https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2013.html>] Abruf vom 22.9.2014.
4. *Oxford English Dictionary*. [<http://www.oed.com>] Abruf vom 7.12.2014.

5. *Pankhurst, Emmeline*: Ein Leben für die Rechte der Frauen, Steidl Verlag, Göttingen 1996.
6. *Pankhurst, Sylvia*: The Life of Emmeline Pankhurst. The Suffragette Struggle for Women's Citizenship, T. Werner Laurie LTD, London 1935.
7. *Women and the Vote*. Parliament.uk. [<http://www.parliament.uk/about/living-heritage/transformingsociety/electionsvoting/womenvote/overview/thevote>] Abruf vom 22.9.2014.
9. *Youtube.com/emilydavison*. [<https://www.youtube.com/watch?v=kVPTXmesMpo>] Abruf vom 22.9.2014.

Abbildung

Abb.: Ansprache von Emmeline Pankhurst vor einer Menschenmenge in New York, USA, im Jahr 1913 [http://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AEmmeline_Pankhurst_addresses_crowd.jpg] Abfrage vom 2.2.2015.

Warum schreibe ich über Maria Montessori?

Janine Hahn

Die Montessori-Methode als Bestandteil der Reformpädagogik ist vielen bekannt. Auch ich bin fasziniert von Maria Montessoris Arbeit und dem von ihr entworfenen Konzept, in dessen Mittelpunkt das Kind steht. Ich möchte hier jedoch nicht vordergründig auf ihre pädagogischen Vorstellungen eingehen, sondern ihre persönliche Entwicklung, ihre Interessen und Ziele sowie ihre Lebensumstände und Entscheidungen beschreiben.

Wer verbirgt sich hinter der großen Dame der Reformpädagogik? Mir war zunächst gar nicht bewusst, wie schwer sie es hatte, überhaupt studieren zu dürfen, – sie, die als erste Frau in Italien in Medizin promovierte. Sie lebte in einer Zeit, in der es nicht üblich war, dass eine Frau die gleichen Rechte hatte wie ein Mann. Sie musste darum kämpfen, sich intellektuell beweisen zu dürfen und sie wollte zeigen, dass sie mehr konnte, als Kinder zu gebären und einen Haushalt zu führen.

Maria Montessori war eine starke Frau, die auf ihrem Weg selbst in schwierigen Situationen den traditionellen Rollenzuweisungen trotzte und die sich erfolgreich in der Männerwelt durchsetzte. Für mich ist sie ein Vorbild und zugleich Ansporn, die eigenen Ziele zu verfolgen, auch wenn es schwer wird.

Eine Frau in einer Männerwelt – Maria Montessori

Ende des 19. Jahrhunderts war die Aufnahme eines Medizinstudiums ausschließlich männlichen Bewerbern vorbehalten. Diese Erfahrung musste auch Maria Montessori machen. Doch so schnell gab sie nicht auf. Kurz entschlossen studierte sie an der Universität in Rom ab 1890 für zwei Jahre Mathematik, Physik und Naturwissenschaften – Fächer, welche u. a. auch dem (verwehrt) Vorstudium der Medizin entsprachen. Wie nicht anders zu erwarten, schloss sie diese bravourös ab. Mit dem Zeugnis bemühte sich Maria um eine Ausnahmegenehmigung für das Medizinstudium, brauchte dafür allerdings die Zustimmung des Kultusministers, Guido Baccelli, der selbst Arzt war. Bei der Audienz machte Baccelli ihr keine Hoffnungen und dennoch begann sie im Herbst 1892, Medizin zu studieren. Wie es ihr gelang, den Kultusminister umzustimmen bzw. wie sie dennoch Zugang zum Studium erlangt hat, ist unbekannt. Es wäre möglich, dass sie die beruflichen Beziehungen ihres Vaters nutzte. Alessandro Montessori, Marias Vater, hatte eine wichtige Funktion im Finanzministerium. Er hatte nicht nur Kontakte zur Regierung, sondern gehörte auch zu den politisch einflussreichen Kreisen des Freimaurermilieus. (15, S. 39) Ob sie die väterliche Hilfe fand, ist aber schwer zu glauben.

Ihr konservativer Vater war wenig begeistert von ihrem Wunsch, Ärztin zu werden. Maria setzte sich jedoch durch, da er ihr das Studium nicht generell verboten hatte. Aber er distanzierte sich davon, was sich darin äußerte, dass er ihre berufliche Karriere und ihren Erfolg (vorerst) ignorierte. Ihre Mutter hingegen unterstützte sie bei ihrem Studium.

Neben den Lernfächern Anatomie und klinische Medizin musste Maria Montessori auch praktische Anatomie (Pathologie) belegen. Da Männer und Frauen nicht zusammen Leichen öffnen durften, konnte Maria nicht an den üblichen Sezierkursen teilnehmen und musste abends allein im Saal der Anatomie arbeiten. (4, S. 23)

Während der Zeit als Studentin wurde sie von ihren Kommilitonen gemieden und verspottet, dennoch trat sie ihnen mit Würde entgegen. Maria war eine ausgezeichnete Studentin und hatte Erfolg im Studium. So gewann sie 1894 einen Preis der Rolli-Stiftung für ihre Leistungen in Pathologie und 1895 einen Wettbewerb, bei dem sie eine Assistentenstelle in der Klinik erhielt.

So konnte sie frühzeitig praktisch-klinische Erfahrungen sammeln, was ihr einen Vorteil gegenüber den Kommilitonen einbrachte.

Maria Montessori arbeitete mit behinderten Kindern, wobei ihr auffiel, dass diese Kinder weitaus lernfähiger und in einigen Bereichen auch gebildeter waren, als nichtbehinderte Kinder. Sie machte sich darüber Gedanken, ob es daran lag, welche Aufmerksamkeit und Zuwendung sie den behinderten Kindern gab. Ihre ersten Erfahrungen mit gesunden Kindern sammelte sie dann im „*Casa dei bambini*“, das eigentlich als Heim dienen sollte und führte einige Erziehungs- und Lernziele bei den nichtbehinderten Kindern ein.

Sie entdeckte, dass sie mit dieser Methode bei den Kindern Erfolg hatte und entwickelte daraufhin ihr erstes Konzept. Es stützt sich auf die Freiheit und Eigenständigkeit des Kindes. Maria Montessori entwickelte eigens für ihr Konzept Material, womit die Kinder selbstständig lernen konnten. Sie wollte, dass sich die Kinder aus ihrem eigenen freien Willen heraus mit dem bereitgestellten Material beschäftigen und vom „Lehrer“ nur in einer unterstützenden Form betreut werden, – unter der Leitidee: „*Hilf mir, es selbst zu tun!*“ (10, S. 61)

Familie und Kindheit

Marias Mutter, Renilde Stoppani (1840–1912) wurde 1840 geboren und stammt aus einer Gutsbesitzerfamilie. Ihre Familie bestand aus Großgrundbesitzern und Gelehrten. Aus diesem Grund ist auch Marias Mutter hochgebildet. Renilde vertrat liberale Ansichten und reagierte auf Zeitveränderungen aufgeschlossen. Obwohl sie hochgebildet war und liberale Ansichten vertrat, war sie dennoch eine sehr religiöse Frau.

Antonio Stoppani (1824–1891), der Onkel von Maria Montessori, war durch seine liberalen Äußerungen und durch sein Schreibtalent zur damaligen Zeit sehr bekannt. Er war nicht nur Priestergelehrter, sondern auch Geologieprofessor an der Universität Mailand. Antonio Stoppani hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die moderne Naturwissenschaft mit den Dogmen der römisch-katholischen Kirche zu vereinen.

Stoppani wurde Zeit seines Lebens zwischen dem Wunsch, dem Papst zu gehorchen, und dem Verlangen, seinem eigenen Gewissen treu zu bleiben, hin und her gerissen. (15, S. 17)

Auch bei Maria muss ihr Onkel einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, denn auf ihren späteren Reisen waren seine Werke ihr steter Begleiter, „weil sie nach eigenen Angaben nicht ohne ihn sein konnte.“ (15, S. 18) Auffällig ist außerdem, dass Maria den gleichen Schreibstil wie Antonio Stoppani an den Tag legt. Ihre wissenschaftlichen Arbeiten sind in Form von spannenden Darstellungen verfasst und haben einen flüssigen, lebendigen Erzählstil, sodass der Leser bis zum Ende gefesselt ist.

Marias Vater, Alessandro Montessori (1832–1915), wuchs in Ferrara auf, einer Stadt in Norditalien. Er studierte Mathematik und Rhetorik und trat 1850 in den Dienst des Finanzministeriums des Kirchenstaates. 1853 arbeitete er dann für den Vatikan als Inspektor in der Salz- und Tabakindustrie. Zuerst in Comacchio und Cervia, dann wurde er nach Bologna und Faenza versetzt. Als der Vatikan sein Einflussgebiet in diesen Bereichen verlor, übte Alessandro weiterhin seine Tätigkeit aus, nur war er nicht mehr dem Kirchenstaat unterstellt, sondern arbeitete für den neuen italienischen Staat, der sich langsam aufbaute. Aus den Drohungen des Papstes, die sich gegen Befürworter des neuen Staates richteten, machte er sich nichts. Als er 1865 nach Chiaravalle versetzt wurde, lernte er dort Renilde Stoppani kennen, welche wie er begeisterte Anhängerin des neuen Italiens war, was im Gegensatz zu ihrer tiefen Religiosität stand. Im Jahr 1866 heirateten Renilde und Alessandro und am 31. August 1870 erblickte ihre Tochter und ihr einziges Kind das Licht der Welt.

1875 zog die Familie nach Rom, was sich besonders positiv auf Marias Schulentwicklung auswirkte, da die Landschulen überfüllt und die Lehrer schlecht ausgebildet waren.

Marias Vater gehörte zu den modernen italienischen Bürgern, welche sich dadurch kennzeichneten, dass sie ihr Vaterland, die Freiheit und Unabhängigkeit sowie ihre Arbeit und Familien liebten. „Die Armee war der konkrete Beweis der italienischen Einheit [...] Männlichkeit bedeutete hier in erster Linie Kampfgeist, Disziplin und die Fähigkeit, sich für das Vaterland zu opfern.“ (15, S. 22) Marias Vater war von diesen militärischen Werten stark beeinflusst. Er selbst nahm als Soldat an einigen Kriegen teil, wobei nicht genau bekannt ist, welche dies waren. Neben Disziplin war ihm das Ansehen seiner Familie wichtig. Es war von Bedeutung, was die Gesellschaft über ihn und seine Familie dachte und er wollte stets einen guten Eindruck hinterlassen. Es gab ihm Zufriedenheit, dass er nicht nur für seine Tätigkeit als Soldat ausgezeichnet wurde, sondern er war auch stolz darauf, dass er für seine Verdienste als ita-

lienischer Bürger geehrt wurde. Auch rühmte er sich für den Erfolg, den er durch seine Frau mittels der Familie Stoppani und durch seine Tochter erntete.

In der Grundschule fiel Maria nicht besonders auf. Ihre Noten waren nicht herausragend. Besonders gute Noten bekam sie im Verhalten und in Handarbeiten wie Stricken, Nähen, etc. Als Kind wollte sie Schauspielerin werden, denn sie liebte es, sich zu präsentieren. Über die Kindheit von Maria Montessori liegt von ihr persönlich nichts vor. Es gibt nur Aussagen von Mitarbeitern Montessoris, Anna Maccheroni und Edward M. Standing, denen Maria anscheinend Anekdoten aus ihrer Kindheit erzählt hat. Renilde war nach Erzählungen von Standing eine Mutter, die Wert auf Disziplin, besonders Selbstdisziplin legte. Standing beschreibt ein Szenario zwischen Mutter und Tochter wie folgt:

Als die Familie Montessori, nachdem sie einen Monat auf dem Land verbracht hatte, in das römische Appartement zurückkehrte, gab Maria zu erkennen, dass sie Hunger hatte. Ihre Mutter, die sehr damit beschäftigt war, Ordnung zu schaffen, bat sie, noch einen Moment zu warten. Maria wollte aber nicht warten und wiederholte, sie wolle etwas essen. Schließlich reichte es ihrer Mutter, und sie gab ihr mit folgenden Worten etwas zu essen: ‚Wenn du nicht warten kannst, bitteschön!‘ Wie sich herausstellte, handelte es sich um ein knochentrockenes Stück Brot, das einen Monat alt war und während der Ferien liegen geblieben war. (15, S. 23)

Dieses Szenario zeigt, dass Maria als Kind wie auch als erwachsene Frau sehr willensstark war, dass sie versuchte, sich gegenüber ihrer Mutter zu behaupten. Außerdem zeigt sich hierbei die strenge Erziehung von Renilde. Sie erzog ihre Tochter zwar mit viel Disziplin, aber auch mit viel Liebe. Maria und ihre Mutter hatten ein sehr enges Verhältnis.

Wie erwähnt, war Maria bereits als Kind willensstark, selbstbewusst und hatte eine autoritäre Persönlichkeit. Beim Spielen mit Klassenkameraden zeigte sich bereits, dass sie Menschen leiten und mit viel Härte führen konnte. Wenn ihr ein Verhalten bei Schulkameraden nicht gefiel, so äußerte sie gegenüber diesem Klassenkameraden ihr Missfallen so: „Du! Du bist ja noch nicht einmal geboren.“ oder „Erinnere mich bitte daran, dass ich beschlossen habe, nie mehr mit dir zu sprechen.“ (15, S. 19; 4, S. 12)

Ihr Vater hat sich wenig in die Erziehung eingemischt. Dagegen war Marias Mutter sehr offen und aufgeschlossen, besonders was den beruflichen Wer-

degang ihrer Tochter anging. Renilde träumte genau wie ihre Tochter, dass sie in wissenschaftlichen Kreisen berühmt und auch als Frau anerkannt wird. Alessandro hingegen wollte, dass seine Tochter sich in den Kreisen der römischen Elite bewege und heiraten würde. Vor der Hochzeit könne Maria gegebenenfalls als Lehrerin arbeiten, aber mehr hatte Alessandro für seine Tochter eigentlich nicht vorgesehen.

Mit dreizehn, als sie ihre sechsjährige Grundschulzeit beendet hatte, ging Maria im Herbst 1883 an die Regia Scuola Tecnica Michelangelo Buonarroti. Dies war eine naturwissenschaftlich-technische Sekundarschule, dessen Unterstufe drei Jahre dauerte, und danach schloss sich ein vierjähriger Kurs an. Der Abschluss an dieser Sekundarschule erlaubte ein Hochschulstudium. Wenn Mädchen aber damals überhaupt eine Sekundarschule besuchten, dann eine gesellschaftlich-humanistisch ausgerichtete Bildungsstätte. Da Maria zu der Zeit überlegte, Ingenieurin zu werden, bevorzugte sie die Scuola Tecnica. Von diesem Wunsch waren die Eltern wenig begeistert, ihre Mutter stellte sich letztendlich jedoch auf Marias Seite.

Nach Abschluss der dreijährigen Unterstufe besuchte Maria den vierjährigen Kurs im Regio Istituto Tecnico Leonardo da Vinci. Gegen Ende der Institutszeit änderte Maria ihr Berufsziel und wollte nun Medizin studieren.

Familie versus Karriere

Maria Montessori war in ihrem Studium eine zielstrebige Person, die sich von ihren Kritikern nicht beeindruckt ließ. Sie wollte als erste italienische Frau ihren Abschluss an der Universität absolvieren und in Medizin promovieren. Eine erfolgreiche berufliche Entwicklung zog sie der Heirat mit einem Mann aus der höhergestellten Gesellschaft vor, da sie sich ein erfülltes Leben als Hausfrau und Mutter nicht vorstellen konnte. Marias Privatleben schien eng verknüpft mit ihrer Karriere zu sein.

Im Frühjahr 1896 legte Maria ihre Doktorarbeit zum Thema „*Ein klinischer Beitrag zum Studium des Verfolgungswahns*“ vor. Ihre beruflichen Aussichten waren nach erfolgreicher Promotion dank ihrer Leistungen hervorragend, sodass sie zunächst eine Privatpraxis eröffnete. Doch schon kurz darauf erhielt sie aufgrund ihrer Fähigkeiten und Leistungen von der psychiatrischen Klinik des San Giovanni Krankenhauses der Universität eine Forschungsstelle als Assistenzärztin, die sie 1897 übernimmt. Hier begegnete sie Giuseppe Montesano, der zu ihren Kollegen gehört.

Giuseppe Montesano (1868–1961) wurde am 4. Oktober 1868 in Potenza geboren. Zu seiner Familie gehörten Intellektuelle und Gelehrte. Sein Vater war Jurist. Von seinen vier Brüdern war einer Mathematiker, zwei traten in die Fußstapfen ihres Vaters und wurden Juristen und ein Bruder wählte wie Giuseppe den Arztberuf. Über seine Mutter und seine Schwestern ist nichts weiter bekannt, was darauf schließen lässt, dass es eine konservative Familie war und die Frauen Mutter und Hausfrau zu sein hatten. Giuseppe verließ seine Familie und ging von seiner Heimat im Süden Italiens nach Rom, so wie es zur damaligen Zeit viele Intellektuelle taten. Mit siebzehn Jahren schrieb er sich an der medizinischen Fakultät in Rom ein und konnte aufgrund seiner hervorragenden Leistungen, so wie Maria, bereits vor seinem Abschluss im Krankenhaus Praxiserfahrungen sammeln.

Die klinische Forschung faszinierte Montesano, sodass er nach seinem Abschluss eine Arztpraxis eröffnete und weiterhin als Forscher im Istituto d'Igiene von Angelo Celli arbeitete. In diesem Hygieneinstitut wäre er, laut Schwegmann, bereits Maria Montessori begegnet und zusammen mit ihr 1895 in die psychiatrische Klinik gewechselt. (15, S. 61)

Eine geheime Affäre

Maria Montessori und Giuseppe Montesano verstanden sich nicht nur als Kollegen ausgezeichnet, sondern auch privat, weshalb sich aus der beruflichen Zusammenarbeit irgendwann eine Liebesbeziehung entwickelte, wobei nicht genau feststeht, wann diese entstand.

Maria und Giuseppe heirateten nicht, obwohl Maria am 31.03.1898 den gemeinsamen Sohn Mario gebar. Mario kam zu einer Pflegefamilie auf dem Land und wusste bis zu seinem 15. Lebensjahr nicht, wer seine wirkliche Mutter war.

Maria war nur zu gut bewusst, welch gesellschaftlicher Druck auf ihr und ihrem Sohn lasten würde, wenn herauskäme, dass sie ein uneheliches Kind hatte. So fasste sie – auch wegen des familiären Drucks, der besonders von ihrer frommen Mutter Renilde ausging –, den schweren Entschluss, Mario nicht zu behalten und selbst aufzuziehen. Maria war eine sehr religiöse Frau und ihr Glaube ließ es nicht zu, dass sie als uneheliche Frau ein Kind aufzog, was zusätzlich noch von der Gesellschaft als „Bastard“ angesehen worden wäre. Moralisch verachtet, wäre auch ihre hart erkämpfte, gerade erst beginnende Karriere zu Ende gewesen.

Marias Schwangerschaft, von der ihr Umfeld anscheinend nichts erfahren hatte, trennte Maria und Giuseppe voneinander. Der endgültige Bruch zwischen den beiden geschah 1901.

Warum die beiden trotz ihrer Leidenschaft und vielleicht auch Liebe zueinander nicht heirateten, ist nicht näher bekannt. Montesanos Familie soll gegen die Verbindung gewesen sein. Besonders seine Mutter wollte nicht, dass Maria ihre Schwiegertochter werden würde. Doch diese Hürde hätte Maria wahrscheinlich nicht abgeschreckt und so ist es ein Geheimnis, welche Gründe Maria hatte, sich nicht mit ihrem Giuseppe vermählen zu lassen. Es lässt sich nur ihre Ablehnung, eine typische Hausfrauen- und Mutterrolle zu übernehmen, vermuten, die durch eine Heirat jedoch ihr Schicksal gewesen wäre. Stattdessen lebte sie voll und ganz für die Arbeit mit Kindern. Maria soll später zu Mario gesagt haben, dass sie und sein Vater sich gegenseitig versprochen hätten, nie zu heiraten. Montesano hat jedoch dieses Versprechen gebrochen und eine andere Frau geheiratet, was Maria tief verletzt haben muss, denn sie äußerte zu einer späteren Schülerin von ihr:

Es gibt einen schlimmeren Schmerz als den Schmerz den wir empfinden, wenn wir unseren Geliebten verlieren und das ist die Erkenntnis, dass er total anders ist, als wir anfänglich dachten. Ihn verachten zu müssen(,) ist schrecklich. (15, S. 62)

Im Jahr 1901 gab Maria Montessori die Arbeit am universitären Institut auf. Giuseppe Montesano beschäftigte sich nach der endgültigen Trennung von Maria weiterhin mit „abnormalen“ Kindern, konnte jedoch keine weiteren Erfolge erzielen und anders als Montessori blieb er einer von vielen, die sich mit der Pädagogik für behinderte Kinder beschäftigten. (15, S. 65)

Mario Montessori

Mario Montessori wurde als Sohn von Maria Montessori und Giuseppe Montesano am 31.03.1898¹ geboren. Maria entschied sich gegen die Mutterschaft und für die Karriere, die Öffentlichkeit und die Pädagogik. Sie gab Mario zu einer Pflegefamilie auf dem Land in Reichweite der Hauptstadt Rom, konnte sich aber nicht gänzlich von ihm trennen. Sie besuchte ihren Sohn häufig, ließ sich aber nicht als Mutter erkennen. Erst nach dem Tod von Renilde am

1 Marios Geburtsdatum wird von einigen angezweifelt und es wird behauptet, dass er erst 1901 geboren worden sei.

20.12.1912 entschloss sich Maria dazu, ihrem inzwischen vierzehnjährigen Sohn die Wahrheit zu sagen und ihn endgültig zu sich zu nehmen. Der Junge erfährt, wer seine Mutter ist. (2) Diese Entscheidung, Mario nach dem Tod von Renilde anzuerkennen, lässt erahnen, wie sehr Maria unter dem Einfluss ihrer streng religiösen, aber auch klugen, die Karriere der Tochter befürwortenden Mutter stand. Was jedoch ihr Vater zu dem unehelichen Kind gesagt hat, ist leider nicht bekannt, denn er starb erst drei Jahre nach Renilde, sodass er von Mario gewusst haben muss.

Mario wurde daraufhin ihr ständiger Begleiter und der Organisator der Montessori-Bewegung. Er führte nach Marias Tod 1952 die Montessori-Pädagogik weiter. In ihrem Testament wurde festgehalten:

[...] das ist mein letzter Wille, weil mein Werk nur vollendet werden konnte, durch die Inspiration, die ich von ihm empfang, als er ein Kind war, und durch seine hingebungsvolle und beständige Mitarbeit [...] Ich hoffe, dass er es zur glücklichen Vollendung führen kann, zum Wohle der Menschheit, die wir beide geliebt haben. (3, S. 24)

Die Karriereleiter hinauf

Nach einem zusätzlichen Studium der Erziehungsphilosophie, Psychologie und Anthropologie gründete Maria Montessori im Jahr 1907 das erste und berühmt gewordene „*Casa dei bambini*“. Edoardo Talamo hatte Maria für seine sozialen Wohnungsbauprojekte interessiert, damit sie eine Lösung für die Aufsicht der Arbeiterkinder entwickeln und übernehmen würde.

Ersten Kontakt und Unterstützung seitens der italienischen Regierung erfuhr die Montessori-Bewegung im März 1914 durch den Unterrichtsminister Luigi Credaro, der 15.000 Lire zur Verfügung stellte, sodass im gleichen Jahr noch Inspektoren und Lehrer den Montessori-Ausbildungskurs in Rom besuchen konnten.



Abb.: Maria Montessori, 1913

Außerdem ermöglichte er der Montessori-Bewegung weitere finanzielle Unterstützung, damit an Roms Schulen mit der Montessori-Methode experimentiert werden konnte.

Montessori selbst hat auch durch Öffentlichkeitsarbeit aktiv dazu beigetragen, ihre Methoden in Italien zu verbreiten. Besonders in den zwanziger Jahren war sie mithilfe einflussreicher Personen bestrebt, ihr Ansehen und ihre Methoden weiter bekannt zu machen. Sie vergrößerte ihren Einflussbereich mittels römischer und mailändischer Adliger, welche bereits Anhänger Montessoris waren, bis hinein in die politischen Kreise.

1924 wurden die mailändischen und römischen Montessori-Freunde in der Vereinigung „*Ente Moral Opera Montessori*“ (kurz: „Opera Montessori“) zusammengeführt. Giuseppe Lombardo Radice, ein enger Mitarbeiter des Unterrichtsministers Gentile, war ein Mitglied dieser Vereinigung. Lombardo wollte das italienische Schulsystem verbessern und hatte hierfür jahrelang alle „*Initiativen zur Reform und Erneuerung des Unterrichtswesens in Italien beobachtet*“ (6, S. 68), wobei ihm Montessoris Methode besonders ins Auge fiel. Sie erhielt einen festen Platz im Rahmen der Reform. Die Aufnahme in die „*Riforma Gentile*“ war auch für die Verbreitung der Montessori-Pädagogik hilfreich, da das neue Gesetz vorsah, dass in jeder großen Gemeinde Italiens drei Reformschulen gebildet werden sollen. Darüber hinaus wurden besondere Ausbildungskurse abgehalten, um Lehrer des Vorschul- und Grundschulunterrichts mit der neuen Methode vertraut zu machen. Die „*Case dei bambini*“ wurden im gleichen Schritt dem Unterrichtsministerium unterstellt. Die Hoffnung, dass die Montessori-Bewegung durch diese Maßnahmen einen großen Schritt vorwärts machen würde, bestätigte sich nicht. Da die Gemeinden weiterhin autonom handeln konnten, fand die Montessori-Methode kaum Anwendung und wenn doch, dann nicht nach den Vorstellungen der Urheberin. So äußerte Montessori den Wunsch, dass zwei Montessori-Schulen wieder geschlossen werden sollten, da die „*Leitung [...] verkehrt war und die Leiter sich weigerten, ihre Leitung zu ändern*“. (6, S. 69)

Aber nicht nur in Italien war man auf die neue pädagogische Methode aufmerksam geworden. Maria Montessori reiste in viele Länder weltweit, um auf Lehrgängen und in Vorlesungen ihre Methode vorzustellen und Fachkräfte in der Montessori-Methode auszubilden. Unter anderem war sie in Großbritannien, in den Niederlanden und in den USA.

Zusammenarbeit mit dem Faschismus

Der erste Brief, den Montessori an Benito Mussolini schrieb, datiert vom 20. Januar 1926. In diesem Brief wandte sie sich direkt an ihn mit der Bitte um Protektion der Regierung für ihre Methode. Gleichzeitig ersuchte sie Mussolini, Ehrenvorsitzender der „*Opera Montessori*“ zu werden. Im Brief wird zudem ihr didaktisches und rhetorisches Talent sichtbar, indem sie ihre Ausdrucksweise veränderte und faschistische Aussagen aufgriff und in ihrer Beschreibung der Montessori-Methode einarbeitete.

Maria setzt große Erwartungen in die Regierung und besonders in Mussolini, da er sich ihrer angenommen hatte. Seit 1926 fanden alle Aktivitäten Montessoris in Italien unter dem Schutz der faschistischen Regierung statt. Maria erhoffte sich mit der Hilfe der Regierung eine größtmögliche Ausweitung ihrer Methode, welche bis zur Universität Gestalt annehmen sollte. Das Thema der Montessori-Universität kam das erste Mal zwischen Montessori und Mussolini im Mai 1928 auf. Die „*Università Montessori*“ sollte ein Zentrum für Forschung und Studium in Rom sein und der Unterrichtung der gesamten Welt dienen, „*so dass eine komplexe Organisation entsteht, die der neuen ganzheitlichen Betrachtungsweise des Menschen in all seinen Entwicklungsstadien dient*“ (6, S. 81) In diesem Prozess sollte die Montessori-Methode vom Kindergarten und Vorschulzeit bis hin zum Studium ausgeweitet werden.²

Erste Zweifel an der Montessori-Methode seitens der Regierung lassen sich in einem Brief von Maria Montessori an Emilio Bodrero erkennen. Bodrero, zuvor Staatssekretär für Unterricht, wurde am 16.02.1931 von der Regierung als neuer Vorsitzender der „*Opera Montessori*“ eingesetzt, da Gentile zurückgetreten war. Maria weist in dem Brief an Bodrero auf die Gerüchte hin, dass er „*an der Möglichkeit zweifelte, die Prinzipien der (Montessori)-Methode an die Richtlinien des faschistischen Regimes und die Erziehungsrichtlinien [...] anschließen zu können*.“ (6, S. 200) Diesbezüglich liegt keine Antwort Bodreros vor, aber es wird allein an diesen Zeilen deutlich, dass Montessori mit Bodrero als Vorsitzendem nicht zufrieden war und daran zweifelte, inwieweit er geeignet war, ihr Konzept angemessen vertreten zu können. Sie hatte sich in ihrer ersten Intuition nicht getäuscht. Der wahrscheinlich schwerwiegendste Punkt bezüglich der Uneinigkeit zwischen beiden lag darin, dass Bodrero Kontakt mit ausländischen Montessori-Vereinigungen aufgenommen hatte,

2 Das Projekt der Montessori-Universität wird zwar vom Ministerium äußerst ernsthaft diskutiert und aufgenommen, jedoch nie realisiert.

mit denen Maria Montessori zuvor den Kontakt abgebrochen hatte. Sein Ziel war es, ein internationales Montessori-Zentrum in Rom zu schaffen und die Bekanntheit der Bewegung für politische Zwecke zu nutzen. Es muss Montessori sehr verärgert haben, mit ansehen zu müssen, dass die „*Opera Montessori*“ mit Vereinigungen in Verbindung gebracht werden würde, welche ihrer Meinung nach „*nicht die durch sie verlangte ‚Reinheit‘ der Methode als Ausgangspunkt haben*“. (6, S. 215) Montessori fühlte sich und ihre Arbeit dermaßen bedroht, dass sie ihrem Ärger öffentlich machte und ihren Sohn Mario im Dezember 1932 dazu aufforderte, einen Brief an Mussolini zu verfassen. In dem Schreiben wurde Mussolini nachdrücklich um Hilfe gebeten, da sie die Zentralisierung der Montessori-Bewegung in Italien „*ernsthaft in Gefahr*“ (6, S. 215) sähe. Mario machte außerdem versteckt deutlich, dass Maria Montessori nicht an dem von Bodrero vorbereiteten Zentrum mitarbeiten würde. Montessoris Unzufriedenheit wächst soweit, dass sie sich am 15. Januar 1932 von der „*Opera Montessori*“ abwendet und jeglichen Kontakt abbricht.

Auch wenn ihr Vertrauen gegenüber Bodrero und der „*Opera Montessori*“ gebrochen war, so setzte sie weiterhin auf die Zusammenarbeit mit Mussolini. Es blieb dennoch ein vergebliches Bemühen von beiden Seiten. Den letzten Brief von Montessori erhielt Mussolini im März 1933. Sie bat ihn darin, ihr bei der Reorganisation der „*Opera Montessori*“ behilflich zu sein. Eine Neuordnung war jedoch nicht mehr möglich, da Montessoris Wirkungskreis in den dreißiger Jahren nicht mehr so konstruiert war wie noch in den zwanziger Jahren. So hatte sie keine Verbindungen mehr zum Erziehungsminister und auch der neue Unterrichtsminister, Cesare Maria De Vecchi di Val Cismon, war ihr nicht wohlgesonnen. Mussolinis Macht reichte nicht aus, um De Vecchi in seinem Vorhaben zu stoppen. Im Jahr 1935 entließ De Vecchi Maria Montessori als Direktorin der „*Scuola di Metodo*“ mit der Begründung, dass sie angeblich ihren Pflichten im Amt nicht mehr nachgekommen war. Ein Jahr später wurde die „*Scuola di Metodo*“ in Rom geschlossen.

In ihrer Korrespondenz mit Mussolini fällt auf, dass Montessori keine direkte Kritik an der faschistischen Kontrolle ihrer Arbeit ausübt. Montessori ist es nur wichtig, dass ihr Konzept in dem Sinne ausgeführt wird, wie sie es entwickelt hat. Für sie steht die Methode im Vordergrund. Ein großes Interesse für die Lehrziele und Lehrinhalte scheint sie nicht zu hegen.

Montessoris Botschaft lautet: durch ihren Namen ist die Reinheit der Methode begründet, indem sie die Garantie für den ganz genauen Umgang mit ihrem Material übernimmt und detailliert festlegt, wie mit dem Material umzugehen ist. (6, S. 91 f.)

Die Methode erhält Inhalte: Die „*Kosmische Erziehung*“

Im Jahr 1939 reiste Maria zusammen mit ihrem Sohn nach Indien, wo sie durch den Ausbruch des 2. Weltkrieges länger blieben, als vorgesehen war. In Indien pflegte Maria Montessori den Kontakt mit Gandhi. Zusammen mit ihm setzte sie ihre Arbeit fort, eröffnete eine Montessori-Schule und führte Ausbildungslehrgänge durch. In Indien studierte sie das Verhalten von Kleinstkindern und dehnte die Anwendung ihrer Methode auch auf die Erziehung von unter Zweijährigen aus. Außerdem entwickelte sie ihr Konzept der „*Kosmischen Erziehung*“. (9) Das Bildungskonzept der kosmischen Erziehung bezieht auch Inhalte ein und versucht, sozial- und naturwissenschaftliche und religiös-moralische Perspektiven miteinander zu vereinen. Ziel ist es, das Kind darin zu unterstützen, sich einen Platz in der Geschichte der menschlichen Entwicklung zu sichern. (8, 12)

Der Anspruch auf gleiche Rechte von Männern und Frauen

Der beeindruckende Weg der Maria Montessori spricht für ihre Intelligenz und den festen Willen, sich nicht ohnmächtig den patriarchalischen Normen unterzuordnen und ihre Fähigkeiten im Verborgenen zu halten. Ihre Lebensvorstellungen standen im Einklang mit den Positionen der modernen Frauenbewegung. Auf einen grundlegenden Nenner gebracht, hieß das: Frauen haben Anspruch auf die gleichen politischen und juristischen Rechte wie Männer. Im Einzelnen reichten die Forderungen vom freien Zugang zur höheren Bildung wie dem uneingeschränkten Immatrikulationsrecht an Universitäten über die juristische Unabhängigkeit bis hin zur demokratischen Mitgestaltung. So verwundert es nicht, dass sich Maria Montessori in der Frauenbewegung engagierte und u. a. im September 1896 in Berlin beim „Internationalen Kongress für Frauenbestrebungen“ einen Vortrag hielt. Sie war der festen Überzeugung, dass Frauen zu weit mehr in der Lage sind, als zu heiraten und Hausfrau und Mutter zu sein, und – sie lebte diese Freiheit trotz schmerzlicher Kompromisse. Wenngleich sie ihren leiblichen Sohn nie offiziell als solchen anerkannte, hat sie ihn doch während seiner Kindheit begleitet und später er sie bis zu ihrem Tod. Die Vision der Maria Montessori von einem reformierten Bildungskonzept, in dem das gehirnadäquate Lernen der Kinder gefördert wird, hat die entschlossen auftretende Frau nicht nur Stück für Stück umgesetzt, sondern sich auch weltweit Gehör und Anerkennung in einer Gesellschaft verschafft, die von Männern dominiert wurde. Als bedeutendste Reformpädagogin des 20. Jahrhunderts hat sie erreicht, dass viele Kinder etlicher Generationen anstatt „pauken“ zu müssen, lernen und begreifen durften und auch durch diese Tätigkeit der Demokratie Vorschub geleistet. (1)

Literatur

1. *Dieter, A.:* Maria Montessori und das Recht der Kinder auf Bildung. Ein Beitrag zum Montessori-Jahr 2007 [[http://publish up.uni-potsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/index/index/docId/ 1405](http://publish.up.uni-potsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/index/index/docId/1405)] Abruf vom 27.6.2014.
2. *Formación Pedagógica Montessoriana:* Mario Montessori [[http://Montessori decancun.com/pedagogia/index.php/lecturas-montessori/116-mario-montessori](http://Montessori-decancun.com/pedagogia/index.php/lecturas-montessori/116-mario-montessori)] Abruf vom 24.3.2015.
3. *Günnigmann, M.:* Montessori-Pädagogik in Deutschland, Herder, Freiburg 1979.
4. *Heiland, H.:* Maria Montessori, Rowohlt Taschenbuchverlag, 3. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1991.
5. *Jurisch, F.:* Maria Montessori [<http://www.meine-erfahrungen-mit-montessori.de/maria-montessori-leben-und-werk/>] Abruf vom 27.6.2014.
6. *Leenders, H.:* Der Fall Montessori – Die Geschichte einer reformpädagogischen Erziehungskonzeption im italienischen Faschismus, Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2001.
7. *Meinhard G.:* Faden der Erinnerung. Frauengeschichte – Frauengeschichten [<http://www.meinhard.privat.t-online.de/frauen/chronik.html>] Abruf vom 27.6.2014.
8. *Montessori Dachverband e.V.* [<http://www.montessori-deutschland.de/748.html?&MP=207-778>] Abruf vom 2.12.2014.
9. *Montessori, M.:* Kosmische Erziehung, Herder, 8. Aufl., Freiburg 1988.
10. *Montessori, M.:* Zehn Grundsätze des Erziehens, Herder, Freiburg/Basel/Wien 2007.
11. *Müller-Hohagen, I;* Müller-Hohagen, *J.:* Montessori – das Richtige für mein Kind? Ein Orientierungsbuch, Kösel, München 2009.
12. *Schaub, H.:* Kosmische Erziehung in der Montessori-Pädagogik, Herder, Freiburg 2013.

13. *Schmidt, W.*: Skriptum Montessori-Wochenende 2009 [www.ws-montessori.at/dokumente/skriptum.pdf] Abruf vom 29.8.2014.
14. *Schulz, A.*: Reformpädagogik nach Maria Montessori, Books on Demand, Berlin 2003.
15. *Schwegmann, M.*: Maria Montessori. 1870–1952. Kind ihrer Zeit. Frau von Welt, Primus, Darmstadt 2000.
16. *Waldschmidt, I.*: Maria Montessori: Leben und Werk, C.H. Beck, 3. Aufl., München 2010.

Abbildung

Abb.: Maria Montessori, 1913 [http://commons.wikimedia.org/wiki/Category: Maria_Montessori#mediaviewer/File: Maria_Montessori1913.jpg] Abruf vom 5.3.2015.

Warum schreibe ich über Frida Kahlo?

Sophia Leontinowa

Frida Kahlo gilt als bekannteste weibliche Künstlerin Lateinamerikas und Sinnbild der mexikanischen Frauenbewegung. Sie stand eine lange Zeit im Schatten ihres nicht weniger bekannten Ehemannes und ebenfalls mexikanischen Künstlers Diego Rivera.

Was viele aber nicht wissen, ist, dass sie tapfer einen steinigen Weg der Krankheit und des Schmerzes gegangen ist. Und auch die Liebe machte es ihr nicht leichter. Aufgeben kam für sie aber nie in Frage, egal wie schwer es wurde.

Ich möchte mit meiner biografischen Skizze hinter die Leinwände der beeindruckenden Malerin schauen und einen Blick auf ihr Leben richten, wodurch manch einer besser verstehen wird, weshalb ihre Kunstwerke entstanden sind.

Wer war diese willensstarke Frau, die für viele Menschen ein großes Vorbildpotenzial verkörpert und die ihr geliebtes Leben mit so viel Eifer trotz unaufhörlicher Schmerzen bestritt?

Frida Kahlo – Eine willensstarke Frau

Der Wendepunkt in ihrem jungen Leben

Frida Kahlo, eine mexikanische junge Frau, sollte im Jahr 1925 eine tragische Wendung in ihrem Leben erfahren. An einem warmen Spätsommertag in Mexiko Stadt fuhr sie mit ihrem Jugendfreund Alejandro Gómez Arias in einem Omnibus in ihre Heimatstadt Coyoacán, südlich der Metropole. Omnibusse waren zu der Zeit sehr neu und deshalb auch gut gefüllt. Die beiden Jugendlichen befanden sich im hinteren Teil des Wagens. An der nächsten Straßenecke konnte der Fahrer des Busses der entgegenkommenden Straßenbahn nicht mehr ausweichen. Unaufhaltsam stießen beide Wagen zusammen. Der Bus wurde dabei an eine Hausmauer gedrückt und Frida von einer eisernen Griffleiste unglücklich getroffen. Geschockt vom Zusammenstoß realisierte sie nicht sofort, dass sie verletzt war und wollte gleich in dem Durcheinander das zuvor gekaufte Spielzeug suchen, welches sie bei sich trug. Ein Mann hielt sie auf, da er sah, wie schrecklich das Mädchen blutete. Er trug sie in das Schaufenster einer Billardstube, wo sie bis zum Eintreffen des Roten Kreuzes lag. (9, S. 57) Alejandro war nur leicht verletzt, da er nach dem Unfall rasch wieder unter dem Wagen hervorkriechen konnte. Sofort suchte er nach Frida und wartete bei ihr, bis der Ambulanzwagen kam, der sie zum Rotkreuzspital brachte. Die Verletzungen stellten sich als so schlimm heraus, dass die Ärzte nicht mehr an eine Rettung glaubten. Die Griffleiste hatte ihren Unterleib aufgespießt und zahlreiche Brüche verursacht. Nach der großen Operation zur Unbeweglichkeit verdammt, musste sie fast vollständig eingegipst werden und mit Streckverbänden liegen. Die Überlebenschancen wurden größer, aber würde Frida je wieder laufen können? Ihre Eltern erstarrten bei der schrecklichen Nachricht vor Schmerz, sodass sie ihre Tochter zunächst nicht im Krankenhaus besuchen konnten. Frida erinnerte sich, dass ihre Mutter wochenlang kein Wort zu ihr rausbrachte und ihr Vater so verzweifelt und krank war, dass sie ihn drei Wochen nicht wiedersah. (9, S. 58)

Ab und an bekam sie Besuch von Schulfreunden, aber ihre ältere Schwester Matilde war die Einzige, die täglich an ihrem Bett saß und stets versuchte, Frida aufzuheitern. Im Gips auf dem Rücken liegend musste sie einen ganzen Monat verbringen. In Gesellschaft ging es Frida gut, aber abends, wenn sie allein war, quälten sie ihre Gedanken an einen möglichen Tod. Sobald sie wieder schreiben konnte, bündelte Frida all ihre Gedanken und Gefühle in Briefen an ihren Liebsten Alejandro, der zu Hause ebenfalls im Bett lag,

um sich zu erholen. Sie hielt ihn über ihren Genesungsfortschritt auf dem Laufenden. Frida mochte es sehr, ihre Gedanken in Worte zu fassen und so berichtete sie sehr detailliert mit einer starken Gefühlsintensität und Fantasie. Sie schrieb, dass man an ihrer Situation nichts mehr ändern könne und sie sich langsam an ihr Leid gewöhnen würde. (9, S. 58) Seit jenem Spätsommer wurde Fridas Leben stets von qualvollen Schmerzen, zahlreichen medizinischen Eingriffen und anschließenden Genesungskämpfen begleitet. Genau einen Monat nach dem Unglück durfte Frida zu ihrer Familie zurück, aber sie wusste, dass sie auch dort noch monatelang ans Bett gebunden sein würde. Dieser Gedanke war fast noch schlimmer für sie als die Schmerzen. Denn Coyoacán lag weiter entfernt vom städtischen Mexiko City und deshalb konnte sie nicht davon ausgehen, dass sie ihre Freunde häufig besuchen kommen würden. Auch Alejandro kam nicht so oft zu ihr, wie sie sich es gewünscht hätte. Er verhielt sich abweisend zu ihr und Frida bekam immer mehr Angst, ihre Liebe zu verlieren. Den Gedanken wollte sie aber nicht akzeptieren und schrieb ihm immer wieder Briefe, mehrere Monate lang. Fast ein Jahr später, als sie erneut wegen akuter Schmerzen das Bett hüten musste, malte sie ein Bild für ihn. Das erste ernstzunehmende Gemälde der jungen Künstlerin (Abb. 1) entstand in der Hoffnung, ihren Liebsten an sich binden zu können. Alejandro war tatsächlich berührt und beide sprachen sich schließlich aus.

Wo alles begann – in einem Haus in Coyoacán

Magdalena Carmen Frida Kahlo y Calderón wurde am 6. Juli 1907 als dritte Tochter von Guillermo und Matilde Kahlo in Coyoacán geboren. Die ersten beiden Vornamen wurden ihr nach der christlichen Tradition gegeben. Frida ist aus dem Deutschen abgeleitet und wurde zu ihrem Rufnamen. Das Elternhaus war zu Fridas Geburt noch ganz neu. Erst drei Jahre zuvor hatte ihr Vater es fertiggestellt. Die Besonderheit des Hauses ist die blau gekalkte Außenfassade. Sie existiert noch heute und war der Anlass für den Spitznamen „Das blaue Haus“.

Guillermo Kahlo war zu der Zeit erfolgreicher Fotograf. Er hatte Aufträge von der mexikanischen Regierung, alle als Nationalerbe geltenden Architekturen auf Bildern festzuhalten. Guillermo war erst dreizehn Jahre zuvor ohne sichere Finanzen aus Deutschland nach Mexiko ausgewandert. Er hat ungarisch-jüdische Wurzeln und seine Eltern zogen damals nach Deutschland, um in Baden-Baden eine neue Existenz zu gründen. Dort wurde er als Carl Wilhelm neben vielen anderen Kindern im Jahr 1872 geboren. Wilhelms Vater handelte mit Fotomaterial neben seinem Beruf als Juwelier. Das Ein-

kommen war sehr gut, sodass er seinen Sohn Wilhelm zum Studium nach Nürnberg schicken konnte. Aber ein Sturz beendete die Studienzzeit, noch bevor sie richtig begann. Seitdem litt er an epileptischen Anfällen. Bei der Auswanderung änderte er seinen Vornamen in Guillermo. Durch Beziehungen zu anderen deutschen Einwanderern hatte er einen guten Start in Mexiko. Mehrere kleine Jobs ernährten ihn, unter anderem als Kassierer in einem Glaswarenladen und auch als Verkäufer in einer Buchhandlung und einem Juweliergeschäft. Schließlich trat 1898 Matilde Calderón, künftige Mutter von Frida, in sein Leben, die ihm sehr gut gefiel und die er später heiratete. (8) Sie wurde 1876 in Oaxaca als ältestes von zwölf Kindern geboren. Ihr Vater stammt von Indios ab und war von Beruf Fotograf. Ihre Mutter war die Tochter eines spanischen Generals und besuchte eine Klosterschule, weshalb Matilde eine sehr religiöse und fromme Erziehung genoss. Matilde war es, die ihren Mann Guillermo dazu brachte, sich der Fotografie zuzuwenden und sie gründeten gemeinsam ein Fotostudio. Als Frida zur Welt kam, erkrankte Matilde und das neugeborene Mädchen erhielt eine Indiofrau als Amme, die ihr die Brust gab, was Frida ehrenvoll in Gedanken behielt. Dass sie von einer einheimischen Frau gestillt wurde, stärkte Fridas Gefühl und Verbundenheit zu ihrem Heimatland Mexiko. (7) Matilde Kahlos Gesundheit blieb weiterhin anfällig und so kümmerten sich die zwei ältesten Töchter – eine hieß wie die Mutter ebenfalls Matilde, die andere Adriana – um Frida und um die Kleinste der Töchter, Cristina.

Nur drei Jahre nach Fridas Geburt, 1910, brach die mexikanische Revolution aus, was der Familie hohe finanzielle Einbußen bescherte. Obwohl das Ziel der Revolution ein freies Mexiko war, konnte die Familie Kahlo dieser Tatsache nichts Positives abgewinnen. Bis dahin konnte die Arbeit des Vaters für ein solides Einkommen und ein gutes, bequemes Leben sorgen, aber nun blieben die Aufträge aus. Dies führte dazu, dass sie eine Hypothek auf ihr Haus aufnehmen, einige Möbel verkaufen und zeitweise Zimmer vermieten mussten. Während sich Guillermo, unglücklich mit der Situation, immer weiter zurückzog, kümmerte sich seine Frau um Haushalt und Kinder, brachte ihnen hausfrauliche Aufgaben, wie Kochen und Putzen, bei und versuchte, den katholischen Glauben weiterzugeben. Täglich ging es für die Mädchen in die Kirche, aber früh weigerten sich Frida und Cristina der traditionellen Frömmigkeit zu folgen. „*Meine Mutter war übertrieben religiös*“, erinnerte sich Frida. (9, S. 31)

Die beiden jüngsten Schwestern hatten eine innige Beziehung zueinander. Gemeinsam wurde Frida, als sie vier Jahre alt war, mit Cristina in den Kinder-

garten geschickt. Früh entwickelte sie sich zu einem sehr aufgeweckten und übermütigen Mädchen, aber verstand sich meist nicht sehr gut mit anderen Mädchen und war ein kleiner „Teufel“. Sie trieb gern Schabernack mit ihrer aufmüpfigen Art. Auch ihren Vater neckte sie ab und an sehr gern, indem sie ihn mit „Herr Kahlo“ ansprach. (9, S. 31) Sie beobachtete sehr genau und konnte schnell für sich entscheiden, was ihr nicht gefiel und brachte es dann unmissverständlich zum Ausdruck. Fridas Verhältnis zur Mutter war deshalb recht zwiespältig. Aufgrund ihrer frommen Erziehungsrituale reagierte Frida oft sehr wütend auf ihre Mutter, obgleich diese auch sehr liebenswert und warmherzig zu ihren Töchtern war.

Im Alter von sechs Jahren erkrankte Frida an Kinderlähmung. Die Krankheit bedeutete einen großen Einschnitt und veränderte das Mädchen. Dies nagte sehr an ihrem Selbstbewusstsein. Als sie sich nach neun Monaten Bettruhe langsam zu erholen begann, war die Kräftigung des geschwächten Beines durch körperliche Übungen an der Tagesordnung. Ihr Vater kümmerte sich sehr viel um das Sorgenkind und achtete darauf, dass sie die verschiedensten Sportarten betrieb, welche aber keinesfalls sehr schicklich für junge Mädchen waren. Sie spielte Fußball, war eine ausgezeichnete Schwimmerin und besuchte mit ihrem Vater Box- und Ringkämpfe. Dennoch blieb das Bein im Wachstum zurück und war sichtbar dünner als das linke. Sie musste Schnürschuhe tragen und zog mehrere Socken übereinander an, um die schmalere Wade zu verstecken. Kinder können gemein sein und so gaben ihr ihre Schulkameraden unschöne Namen wie „Holzbein-Frida“. (9, S. 35) Je älter sie wurde, desto mehr trafen sie diese Boshaftigkeiten. Aber sie ließ sich durch ihre körperliche Beeinträchtigung bei sportlichen Aktivitäten nicht bremsen und wusste tapfer damit umzugehen, sodass man ihr in ihren Bewegungen fast nichts ansah. Die Krankheit und die häufigen Bettaufenthalte führten schließlich zu einer anderen Entwicklung als bei ihren Schulkameraden. Oft war sie in einem Alter allein, in dem andere Kinder viel draußen spielten und dauerhafte Freundschaften knüpften. Frida wandte sich immer mehr ihrer einheimischen Kultur zu, trug gern Trachtenröcke, auch um ihr Bein zu kaschieren.

Vater Kahlo verbrachte, insgesamt gesehen, nicht viel Zeit mit seinen Kindern. Frida allerdings war sein Liebling. In ihr sah er die meiste Ähnlichkeit zu ihm und förderte ihre Interessen, indem er ihr Bücher zu lesen gab. Er nahm sie mit in die Natur, wo er sich die Zeit mit Malen vertrieb und Frida voller Freude Insekten, Kieselsteine und Muscheln sammelte. Später zeigte er ihr auch die Arbeit mit Fotomaterialien, wie man Fotos entwickelte und

vieles mehr. Guillermo hatte eine prägende Wirkung auf seine Tochter, unter anderem auch deshalb, weil er Maler und Fotograf war. Er war ein Vorbild für sie und die beiden verband die gemeinsame Erfahrung von Krankheit und Einsamkeit. Ab 1922 besuchte Frida zur Vorbereitung auf ein Studium die „Preparatoria“, die beste Schule im Land. Dort gehörte sie zu den ersten zugelassenen Mädchen. Für sie war es ein Schritt in die Selbstständigkeit, denn von nun an war Frida nicht ständig in der Obhut ihrer Familie. Ihre Mutter war allerdings nicht begeistert, dass ihr Kind eine Schule besuchte, wo deutlich mehr Jungen anzutreffen waren. Aber Guillermo setzte sich durch und ermöglichte Frida diese angesehene Schulausbildung. Da er keinen Sohn hatte, der seinen Bildungsweg hätte weiterführen können, setzte er alles auf die Förderung seines Schützlings. Die Mitschüler waren hauptsächlich Kinder von Geschäftsleuten und gehörten somit zum bevorzugten Teil der Jugend in Mexiko. Das nun deutlich aufregendere und hektischere Leben in Mexiko City brachte neuen Wind in Fridas Alltag. Sie konnte nun auch sehen, was die mexikanische Revolution erreicht hatte. Die Stimmung im Land war von Begeisterung, Eifer, Kampfgeist, Fortschritt und Reformwille geprägt und wurde zu Fridas neuem Lebenshintergrund. (9, S. 41) Auch in der weiterführenden Schule konnte sie sich nicht mit anderen Mädchen identifizieren und fand diese eher albern und geschmacklos. (9, S. 43) Sie zog es dann vor, an verschiedenen Gruppierungen und Cliques teilzuhaben, die sich unterschiedlichen Themen widmeten. Einige diskutierten über gelesene Werke berühmter Literaten, andere über die Reformen der kürzlich beendeten Revolution des Landes. Frida gesellte sich zu den „Cachuchas“, die den Namen wegen ihrer Mützen hatten. Es war eine Gruppe von sieben Jungen und zwei Mädchen, deren Ruf auf ihre Intelligenz und Boshaftigkeit zurückzuführen war. Und alle aus dieser Clique sollten eines Tages bekannte Vertreter ihrer Berufe werden. Dort lernte sie Alejandro kennen, der Anführer der Gruppe war. Ihr gefiel es, wie diese Jugendlichen weder die Leute noch sonst irgendetwas ernst zu nehmen bereit waren. Der Lieblingsplatz von ihnen war die iberamerikanische Bibliothek, kurz die „Ibero“, nicht weit von der Preparatoria entfernt. Dort verbrachten sie so manche Stunden zusammen, lasen viel und schrieben Aufsätze über verschiedenste Themen. Ein Jahr bevor Frida auf die Preparatoria gewechselt war, hatte die Schule einige Künstler damit beauftragt, die Wände mit Gemälden zu verschönern, weshalb einige Gerüste aufgestellt wurden, auf denen sie arbeiteten. Der 36-jährige Diego Rivera war einer unter ihnen, der an den Fresken in der Aula der Schule arbeitete. Es dauerte nicht lang, bis der sehr groß und breit gebaute Mann auch Frida auffiel. Rivera hatte oft Besuch auf seinem Gerüst von hübschen Frauen. Zum Beispiel Guadalupe Marín, erst Geliebte und dann 1922 mit ihm verheiratet. Frida beobachtete ihn

oft und notierte das Ein- und Ausgehen von verschiedenen Besucherinnen. Vielleicht hatte Rivera es Frida bereits zu dieser Zeit angetan. Zumindest reizte es Frida ganz besonders, ihm Streiche zu spielen. (9, S. 47)

Eine Beziehung führte sie jedoch mit Alejandro, die anfangs sehr rosig und glücklich war, aber auch ihre Schwierigkeiten hatte. Denn bald ging Alejandro wegen eines Studienaufenthaltes nach Europa, um die deutsche Sprache zu lernen. Er wusste, wie quälend sich der Abschied gestalten würde und so reiste er ab, ohne persönlich auf Wiedersehen zu sagen. Als Grund nannte er Frida später, dass er seiner Tante in Deutschland bei einer schweren Operation Beistand leisten müsse. Frida erwartete sehnsüchtig seine Rückkehr, was sie in zahlreichen Briefen zum Ausdruck brachte. Als er Ende 1927 zurückkam, konnte Frida trotz der Behinderung nach dem Unfall schon fast wieder ein normales Leben führen. Sie hatte einen neuen Freundeskreis gefunden, mit dem sie neue Interessen teilte. Dies gefiel Alejandro jedoch gar nicht. Er wandte sich von ihr ab, denn die Fotografen und linkspolitischen Literaten, die sie dann umgaben, waren überhaupt nicht seine Welt. Anfangs machte Frida ihm die Trennung nicht leicht, aber kurze Zeit später kam sie durch eine Freundin, Tina Modotti, zur Kommunistischen Partei, wo sie Diego Rivera im Herbst 1928 genauer kennenlernte. (6) Einmal soll sie aber zu Mitschülern gesagt haben, dass sie ein Kind von Rivera haben wolle und es ihm eines Tages auch sagen werde. (9, S. 48) Vielleicht ist es die Gemeinsamkeit der beiden Männer, eine große,

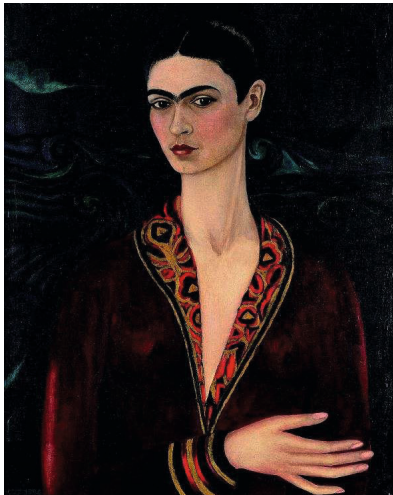


Abb. 1: „Selbstbildnis im Samtkleid“, 1926, für ihren Jugendfreund Alejandro

beeindruckende Ausstrahlungskraft, die der jungen Frau so gefiel. Alejandro als Gruppenanführer der Cachuchas und Rivera als berühmt berüchtigter Künstler. Rivera erinnerte sich ebenfalls genau an die erste Begegnung mit ihr, die er in seiner Autobiografie „*My Art, My Life*“ festhielt. In seiner Erinnerung war Frida ein sehr selbstbewusstes, starkes Mädchen, dessen Augen nur so sprühten. Der zu dem Augenblick ebenfalls anwesenden Lupe Marín blieb der Eindruck nicht verborgen. Gereizt bezeichnete sie Frida als eine kleine Göre. Rivera ahnte jedenfalls nicht, dass er dieses Mädchen eines Tages heiraten würde.

Die junge Frau, die für ihr Glück kämpft

Nach der schicksalhaften Wendung im Jahr 1925 war ihr Weg stets mit Leid und Schmerzen behaftet. Der Busunfall hatte sie lange daran gehindert, richtig am Leben um sie herum teilnehmen zu können. Sie war häufig erschöpft und die Schmerzen im Rückgrat und rechten Bein hörten nicht auf. Ihr Knochengerüst drohte zu zerbrechen, aber für sie gab es kein Aufgeben. Insgesamt zählten Familie und enge Freunde mehr als dreißig chirurgische Eingriffe an ihrem Körper und dennoch blieben Rückfälle nicht aus. Der erste Rückfall erfolgte schon ein Jahr nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus, wo ihr die Gipskorsette für den Rücken und eine spezielle Stützkonstruktion für ihren Fuß angefertigt wurden, sodass sie erneut ans Bett gefesselt war. Schwierig war es nun für Frida, sich zum stillliegen zu überwinden, wo sie doch vorher mit viel Sport gegen die Kinderlähmung ankämpfte. Die viel zu viel vorhandene Zeit der Passivität trieben sie dazu, sich einer neuen Beschäftigung zu widmen – dem Malen. Ihre Eltern ließen beim Schreiner eine Staffelei anfertigen, die es Frida ermöglichte, im Liegen malen zu können. (11) Ölfarben und Palette bekam sie vom Vater ausgehändigt. Sie begann mit Porträts von ihren Besuchern, den Cachuchas, und von sich selbst mithilfe eines Spiegels. Die Kunst half, ihr Leid etwas leichter ertragen zu können, die ewig scheinenden Momente zu verkürzen, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben und sich selbst neu zu finden. (2, S. 367) Deshalb malte Frida immer mehr Bilder von sich. *„Ich male mich, weil ich so oft allein bin. Und auch weil ich mich am besten kenne.“* (9, S. 75 f.)

Sie verarbeitete ihre seelischen Begleiter wie Einsamkeit, Krankheit und den Gedanken an den Tod in ihren Werken, sei es durch Mimik, starre Körperhaltungen oder trist gehaltene Hintergründe. Sie versuchte auch, den Unfall genau nachzustellen, aber es gelang ihr nicht. Zu ergreifend und kompliziert waren die Geschehnisse. (9, S. 74) Seit dem Unfall war Fridas Leben ein Kampf ums Dasein und um Weiterentwicklung. Das wohl bekannteste Werk von ihr, in dem sie ihre Leidenswege darstellt, ist *„Die gebrochene Säule“*. Man könnte sagen, dass die Kunst sie neu geboren hätte, aber Frida selbst empfand die Verwandlung durch den Unfall als eine beschleunigte Alterung, wie sie in einem Brief an Alejandro berichtete, als er sich im Ausland aufhielt.

Ende 1927 war sie wieder kräftig genug, Bett und Haus zu verlassen und ging nach der Trennung von Alejandro neue Wege. Sie schnappte sich ihre entstandenen Werke und suchte Rivera auf, den sie immer noch nicht persönlich kannte, aber sehr bewunderte. Frida bat ihn, als er an einer Wandmalerei im

Erziehungsministerium arbeitete, von seinem Gerüst herunter zu kommen und ihre Bilder zu begutachten. Sie verlangte, dass er ehrlich mit ihr sein möge, denn es ginge ihr darum, mit der Malerei das finanzielle Einkommen ihrer Eltern zu unterstützen, sofern es sich lohnt. Sein Urteil war positiv, besonders das Selbstporträt gefiel ihm. Rivera war von Fridas Talent überzeugt und riet ihr, die Malerei nicht aufzugeben. Kurz darauf besuchte er sie auch daheim in Coyoacán, um weitere Bilder von ihr zu betrachten. Von da an bis zu Fridas Lebensende, 27 Jahre später, war sie für ihn der Mittelpunkt in seinem Leben, um den sich alles Weitere drehte. Als Diego seine Arbeiten im Erziehungsministerium beendete, sahen sich die beiden immer häufiger und es entwickelte sich eine Beziehung. Obwohl er mehr als doppelt so alt war wie sie, fanden beide nichts Besonderes dabei. Diego war Mitglied in der Kommunistischen Partei, wo er viele Aufgaben übernahm. Die Ehe mit Guadalupe Marín ging derzeit in die Brüche wegen mehrerer Seitensprünge Riveras.

Danach soll er noch mehr Liebesabenteuer als zuvor gehabt haben. Diego hatte aufgrund seiner Persönlichkeit, seines Charmes und nicht zuletzt wegen seiner Berühmtheit eine große Anziehungskraft auf Frauen. Was Frida von seinem Ruf als Frauenheld hielt, weiß man nicht genau, jedenfalls war er ihr nicht unbekannt. Sie fand ihn weiterhin interessant und mochte vielleicht geglaubt haben, sie sei die Einzige, die seine Liebe fassen und festhalten könnte. (9, S. 86) Für die Exfrau von Diego war Frida noch eine ganze Weile ein Dorn im Auge. Sie konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum er so fasziniert von ihr war. Es war wohl die offene, lockere Art, ihr Humor und ihre jugendhafte Freude. Sie fühlten sich in vielerlei Hinsicht miteinander verbunden und waren beide froh über solch einen Partner an der Seite. Sie philosophierten gern, teilten gleiche Ansichten mit Anklängen von Ironie, Heiterkeit und schwarzem Humor. Fridas Unternehmungslust und Ideenreichtum ließen es nie eintönig werden.

Rivera – Fluch oder Segen?

Diego tat Frida gut. Während er um sie warb, stärkte sich ihr Selbstvertrauen und sie begann, mit neuem, großem Eifer zu malen. Für sie war er der größte Maler und seine Anerkennung war der beste Lohn. Anfangs malte sie Dinge, die ihm besonders gefielen, aber schnell lehrte er sie, ihre eigene Ausdrucksform zu finden. Sie malte vorzugsweise Porträts, jedoch noch starr und hölzern gehalten und wenige Details im Hintergrund. Aber bald schon entfaltete sie ihre Fähigkeiten und brachte auch in mehreren Werken ihre Hinwendung zu den Traditionen Mexikos und zur indianischen Kultur zum Ausdruck. Das

Werk „Meine Amme und ich“ (Abb. 2), welches 1937 entstand, zeigt dies sehr deutlich. Ihre Amme war eine Indiofrau. Dieses Doppelporträt wirkt sehr mystisch. Sie liebte es, Details in die Kleidung der Personen zu setzen, legte Wert auf Mimik. Später beschäftigte sie sich mit dem Innenleben der Dinge, wie das von Früchten und Blumen. Da Frida und Diego ebenfalls gemeinsame politische Interessen pflegten, trat Frida seinetwegen dem Bund junger Kommunisten bei, wurde ein aktives Mitglied und hielt sogar Reden. Im Jahre 1929, nur kurz darauf, wurde Rivera jedoch von der Partei ausgeschlossen, da seine Bekanntschaften zu Andersdenkenden nicht toleriert wurden. Frida verließ solidarisch ebenfalls die Partei.



Abb. 2: „Meine Amme und ich“, 1937

Familie Kahlo stand dem äußerlich sehr unterschiedlichen Paar nicht im Wege und Vater Guillermo war es vermutlich recht, dass Diego von nun an die Familie finanziell unterstützen würde, denn die medizinischen Behandlungskosten für Frida waren sehr hoch. Guillermo warnte ihn jedoch davor, in einem Gespräch unter den beiden Männern, dass Frida ein sehr außergewöhnlicher Mensch sei. Diego aber war sich bewusst, was für eine dynamische, temperamentvolle und leidenschaftliche Frau er sich ausgesucht hat. Nur Mutter Matilde wollte die bevorstehende Trauung verhindern. Sie wollte ihre Tochter nicht an der Seite eines „alten, hässlichen Kommunisten“ sehen und verglich die Verbindung mit einer Ehe zwischen einem Elefanten und einer Taube. (9, S. 100) Aber die Hochzeit war beschlossene Sache und so heirateten sie am 21. August 1929. Die Presse berichtete eher zynisch von der Eheschließung, sodass es fast niemanden gab, der den beiden ihr Glück wirklich gönnte.

Frisch vermählt wohnten sie in einem großen Haus. Sie hatten ein Dienstmädchen und oft Besuch von kommunistischen Bekannten. Häufig saß Frida bei Diego mit auf dem Gerüst und sah ihm beim Arbeiten zu. Er schätzte ihre Kritik sehr. Ein gutes Jahr lang sollte es für die beiden eine angenehme und schöne Zeit als Ehepaar sein. Frida malte hin und wieder ein Selbstporträt, künstlerisch immer ein Stück besser, aber man sah in den Gesichtszügen ihrer Werke eine gewisse Trauer. Grund dafür war die Kinderlosigkeit. Nach einer Schwangerschaft hatte sie im dritten Monat eine Fehlgeburt. Der Kummer beherrschte Frida und sie musste sich mit den verschiedensten Dingen



Abb. 3: „Frida Kahlo und Diego Rivera“, 1931

ablenken. Der Gedanke daran, nie ein Kind von ihrem Diego bekommen zu können, zerfraß sie. Damit nicht genug. Man erzählte sich, dass Rivera schon im Jahr nach ihrer Eheschließung die erste Affäre hatte. Frida begriff schnell, dass die Betrübnisse aus ihrer Kindheit auch im Erwachsenenleben nicht nachließen. Sie wurden sogar schlimmer. Frida sagte einmal selbst: „Ich bin in meinem Leben von zwei großen Unfällen betroffen worden. Der eine geschah, als ich von einer Straßenbahn überfahren wurde, der andere ist Diego.“ (9, S. 111) Die Ehe gestaltete sich als ein Auf und Ab der Gefühle und der Harmonie.

Frida liebte ihren Diego wahrhaftig und ohne Zweifel, wenngleich sie oft vor Wut kochte, weil sie die Seitensprünge Riveras sehr verletzte. Obwohl sie manchmal am Ende ihrer Kräfte war, redete sie sich ein, sie könne nur noch über die naiven Damen lachen, die glauben würden, Rivera läge wirklich etwas an ihnen. Auch wenn Diego seine Frau ebenfalls aufrichtig liebte, erlag er immer wieder der Schönheit anderer Frauen. Frida und er stritten viel und versöhnten sich wieder. Für sie war es wohl die Loyalität Diegos, die sie weiterhin an seiner Seite bleiben ließ. Diego erhielt ein wenig später Aufträge, für die er in die USA reisen sollte. Frida begleitete ihn und so verbrachten die zwei insgesamt drei Jahre in San Francisco und New York. In dieser Zeit entstanden zwei wichtige Werke von Frida: Einmal das Hochzeitsbild „Frida Kahlo und Diego Rivera“¹ (Abb. 3), welches ein Geschenk für einen guten Freund war. Das zweite Werk heißt „Henry Ford Hospital“ (Abb. 4), entstanden 1932, und beschäftigt sich mit dem wieder auf-



Abb. 4: „Henry-Ford-Hospital“, 1932

1 Text vom Spruchband auf Abb. 3: „Hier sieht man uns, mich, Frida Kahlo, mit meinem geliebten Ehemann Diego Rivera. Ich habe dieses Bildnis in der wunderschönen Stadt San Francisco in Kalifornien für unseren Freund Mr. Albert Bender gemalt, und dies war im Monat April des Jahres 1931.“

getretenen, nie in Vergessenheit geratenen Thema der Kinderlosigkeit. Frida verarbeitete die zweite Fehlgeburt und setzte sich mit dem Inneren ihres eigenen Körpers auseinander. Im Krankenhaus in den Vereinigten Staaten hatten ihr die Ärzte erklärt, dass sie infolge des Unfalls nie ein Kind auf natürlichem Wege gebären könnte. Ein Kaiserschnitt wäre unerlässlich. Zudem wäre ungewiss, ob sie eine Schwangerschaft überhaupt aus eigener Kraft überstehen würde. Dennoch gab selbst diese riskante Option Frida neue Kraft.

Am 15. September 1932 waren ihre Gedanken nur bei ihrer Mutter, die an diesem Tage starb. Sie weinte und war unendlich tief traurig, auch wenn ihre Beziehung zueinander nicht immer einfach war. Und auch wenn sie es nicht oft zeigte, liebte sie ihre Mutter sehr.

Ende 1933 kehrten Frida und Diego nach Mexiko zurück und bezogen die neu erstellten, separaten Häuser in San Angel. Eines war als Bereich zum Schlafen und Essen gedacht, das andere als Arbeitsatelier für Diego. Die beiden Häuser waren durch eine Brücke miteinander verbunden. Bald schon kam der nächste Schock für die junge, labile Frida. Diego betrog seine Frau mit ihrer liebsten Schwester Cristina. Für Frida war klar, dass sie mit diesem Mann nicht länger unter einem Dach leben konnte und schloss von ihrem Hausteil alle Türen ab, sodass Diego ausgesperrt blieb. Cristina schickte sie auch für eine längere Zeit „in die Wüste“. So lebten sie also weiter in diesen voneinander abgetrennten Häusern, wo jeder seinen Bereich hatte. Diese Situation hielt bis zum Jahr 1940 an. Sie sprachen zwar zwischenzeitig miteinander, er besuchte sie und wenn alles zwischen ihnen in Ordnung war, aßen sie auch zusammen. Dennoch war beiden bewusst, dass die Partnerschaft nie wieder so geführt werden könnte wie zuvor. Rivera zog sich zurück und arbeitete tagelang in seinem Atelier. Er empfing sehr häufig Besuch von Schriftstellern, Malern, Fotografen, Musikern, Schauspielern, politischen Aktivisten und Kunstinteressenten. Frida dagegen malte in dieser Zeit überhaupt nicht. Zu sehr hatte sie dieser Vorfall getroffen, von zwei sehr nahestehenden, geliebten Menschen betrogen und hintergangen worden zu sein.

Sie zog es vor, sich mit Bekannten in der Innenstadt für Theaterbesuche, Kinogänge und Zirkusvorstellungen zu treffen oder mit einer Freundin aufs Land hinauszufahren, um die Natur zu genießen. Für sie war es eine wichtige Phase, wieder zu sich selbst zu finden. Der Betrug hatte sie verändert, sie wollte nicht mehr die Rolle der kleinen Ehefrau spielen und im Schatten seines Ruhmes stehen. Immer mehr wurde sie zu einer selbstbestimmten Frau und interessanter für ihr Umfeld. Allmählich stand sie im eigenen Licht ihrer Person. 1935 trat ihre Schwester zurück in ihr Leben und Frida verzieh ihr

den Fehltritt. Diego konnte sie aber nie ganz verzeihen. Cristina war wieder Fridas Verbündete im Leben, ihre Trostspenderin, und hielt in schlimmen Situationen des Schmerzes ihre Hand. Cristina gehörte zusammen mit ihren Kindern schließlich vollständig zum Hause Rivera. Frida war die beste Tante, die sich ein Kind nur vorstellen konnte. Sie überschüttete ihre Nichte und ihren Neffen mit ihrer Liebe und Geschenken und half finanziell, wo es nur möglich war. In ihrer Schwester und den Kindern fand sie eine Ersatzfamilie.

Dennoch musste das Gemüt Fridas vieles aushalten. Auch ihre Trinkgewohnheiten wurden begutachtet. Früher war es Lupe Marín suspekt, dass diese junge Dame nahezu jeden Mann unter den Tisch trinken konnte. Nun riet auch ihr Arzt, Dr. Eloesser, den sie während ihres Aufenthalts in San Francisco kennengelernt hatte, eindringlich und wohlmeinend, den Alkoholkonsum zu drosseln. Dies interessierte sie jedoch wenig. Sie sagte einmal *„Ich habe getrunken, um meinen Kummer zu ertränken, aber jetzt hat er das Schwimmen gelernt.“* (9, S. 191)

Diego und Frida lernten allmählich, mit den Gegebenheiten umzugehen. Sie pflegte ihn, wenn er krank war, und sie stritten sich. Er ertrug sie, zeigte sich jedoch stolz, wenn sie etwas Besonderes leistete. Aber beide gingen ihre eigenen Wege. Frida fühlte sich nicht mehr so stark an ihn gebunden und begann, sich zu mehreren Rendezvous ausführen zu lassen. Sie traf sich sowohl mit Männern als auch mit Frauen. Diego wusste von ihrer Neigung zu Frauen und dass sie bisexuell war, aber die heterosexuellen Abenteuer musste sie verheimlichen. Die konnte und wollte er nicht dulden, denn sein männliches Ego würde zu sehr getroffen werden. (9, S. 194) 1935 hatte Frida ihre erste Affäre mit dem Bildhauer Isamu Noguchi.

Ein Jahr zuvor hatte sich das politische Klima in Mexiko nach links verlagert und das Ehepaar teilte die Sympathie für Leo Trotzki, der ein Gegner Stalins war. Diego trat sogar offiziell der trotzkistischen Partei bei. Als am 18. Juli 1936 der Spanische Bürgerkrieg ausbrach, wurde Fridas politisches Gewissen mobilisiert, sodass sie sich persönlich engagierte. (7) Sie wollte unbedingt die Hoffnung der Kämpfer, den Faschismus endgültig aus der Welt zu verbannen, unterstützen. (9, S. 197) Durch dieses Engagement konnte sie wieder neue Kraft sammeln und es brachte sie auch wieder näher zu Diego. Denn durch eine Krankheit an Diegos Augen und Nieren, weshalb er für mehrere Wochen ins Krankenhaus musste, benötigte er dringend ihre Hilfe.

Zum Januar 1937 spitzten sich die politischen Verhältnisse um Trotzki und seine Frau dermaßen zu, dass ihnen in jeglichen Ländern Asyl verweigert wurde.

Nur Mexiko gewährte die Einreise mit der Bedingung, dass er sich nicht in die mexikanische Außenpolitik einmische. Unter anderem war es Frida Kahlo, die in Vertretung ihres Mannes das Ehepaar Trotzki in Empfang nahm und ins „Blaue Haus“ von Coyoacán führte. Dort sollten Leo und Natalia Trotzki zwei Jahre lang kostenlos wohnen. Cristina zog kurz zuvor mit ihren Kindern in ein nahe gelegenes Haus. Nur Vater Guillermo war noch im „Blauen Haus“ geblieben. Rivera konnte für einige Zeit aus dem Krankenhaus heraus und ließ es sich nicht nehmen, seinen hoch gewürdigten Gast persönlich zu begrüßen. Alles, was an Sicherheit und Schutz erforderlich war, wurde für die Flüchtlinge eingeleitet und das Haus mit Polizeischutz ausgestattet. Da die Trotzki kein Spanisch konnten, wurde Frida zur wichtigsten Verbindungsperson und Begleiterin. Diego musste zwischenzeitig zurück ins Spital aufgrund seines Nierenleidens. Aber wenn es allen soweit gut ging und die Zeit es zuließ, denn sowohl Trotzki als auch Rivera arbeiteten wieder sehr viel, speisten die beiden Paare oft zusammen oder machten gemeinsam Ausflüge aufs Land.

Sie verbrachten viel Zeit zusammen und so blieb Trotzki's Ausstrahlung von Frida nicht unbemerkt. Sein Ruf als Revolutionsheld, seine Intelligenz und Willensstärke imponierten ihr. Mit ihren 29 Jahren und neu aufgewertetem Selbstbewusstsein durch die sexuelle Bestätigung anderer Männer empfand sie die Liebesbeziehung zum Freund von Rivera als eine geeignete Antwort auf die Affäre, die er mit ihrer Schwester hatte. Trotzki war deutlich älter, aber der Gegenwart von hübschen Frauen nicht abgeneigt, und so entwickelte sich eine Liebesgeschichte. Doch bald darauf löste sich Frida wieder von ihm. Sie war sichtlich geschmeichelt, dass er auf ihre Annäherungsversuche einging und sie von einem bedeutenden Russen geliebt wurde, aber sie liebte ihn nicht. Trotzki brauchte ein wenig Zeit, um das zu verstehen, aber Frida war sich ihrer Sache sicher. Es hätte früher oder später zu einer Katastrophe geführt, wenn es Natalia oder Diego herausgefunden hätten. Die Verbindung der Paare zueinander veränderte sich daraufhin merklich. Frida nahm Abstand von Trotzki, nur zu seinem Geburtstag im November 1937 machte sie ihm ein besonderes Geschenk – ihr Selbstbildnis (Abb. 5).



Abb. 5: „Selbstbildnis“, 1937

Darauf hält sie einen Blumenstrauß und ein Blatt Papier mit den Worten *„Für Leon Trotzki, dem ich das Gemälde von ganzem Herzen widme, am 7. November 1937, Frida Kahlo in San Angel, Mexiko.“*

Nachdem die Romanze zu Ende war, kehrte auch der Alltag der Riveras wieder ein. Sie führten ein Zusammenleben, das alle Unabhängigkeiten offen hielt. Beide gingen fleißig ihrer Arbeit nach und Liebesaffären waren nur noch nebensächlich. Diegos Seitensprünge blieben nie unentdeckt, Frida amüsierte sich über ihn und traf ihre Männer weiterhin heimlich. Sie arbeitete stark diszipliniert an ihren Bildern und in den Jahren 1937 und 1938 entstanden mehr Werke als in den vergangenen 8 Jahren ihrer Ehe. Sie gewann immer mehr Sicherheit darin, ihre Kunst ihrer sich weiterentwickelnden Persönlichkeit anzupassen. (9, S. 215) Ab diesem Zeitpunkt kann man einen deutlichen Wandel in ihren Werken sehen. Ihre Bilder wurden komplexer, intensiver und tiefergründiger. Sie entwickelte sich immer mehr zu einer echten Surrealistin.

Frida litt weiterhin unter der Gewissheit, nie ohne riskante Komplikationen eigene Kinder haben zu können. Ihre Sehnsucht nach Mutterschaft legte sich nie. Allmählich verlor sie die Hoffnung, ihren Nachkommen je die Mentalität, die Mexicanidad, weitergeben zu können. Unter anderem entstanden die Werke *„Meine Amme und ich“* (Abb. 2), *„Ich und meine Puppe“*, *„Fulang-Chang und ich“*, *„Vier Bewohner Mexikos“* und *„Erinnerung an eine offene Wunde“*. Im Jahr 1938 sollte sich ihre mühsame Arbeit auszahlen. Erst nahm Frida, auf Drängen ihres Mannes, an einer Gruppenausstellung in der Universitätsgalerie in Mexiko-City teil und daraufhin wurde eine Einzelausstellung mit 25 ihrer Werke in der New Yorker Galerie von Julien Lévy organisiert. Es war ein unglaublicher Erfolg für die mexikanische Künstlerin, den sie sich nie erträumt hatte. Die Kunst war für sie eine Hauptstütze ihres Lebens geworden und so bot das Jahr darauf auch seine beruflichen Chancen für Frida. Bei einem Aufenthalt in Paris leitete ein guter Bekannter, André Breton, eine Ausstellung mit ihren Werken für sie in die Wege in der renommierten Galerie von Pierre Colle. Das stärkte ihre Selbstsicherheit zunehmend und gab ihr ein aufblühendes Gefühl der Unabhängigkeit. (9, S. 225)

Zurück in Mexiko war die zuvor geführte Affäre mit dem Fotografen Nickolas Muray beendet und auch die Freundschaft zwischen Diego und Leo Trotzki ging in die Brüche, weshalb das russische Ehepaar das „Blaue Haus“ im April 1939 verließ. Die beiden temperamentvollen Persönlichkeiten trugen all ihre politischen und persönlichen Meinungsverschiedenheiten aus, während Frida abwesend war. Rivera fühlte sich im Stich gelassen und war von Trotzki

belehrender Art schnell gereizt. Als sie davon hörte, stellte sich Frida sofort auf die Seite ihres Mannes. Trotzki konnte sie nicht umstimmen, was er in einem Brief an sie versuchte. Er hoffte, sie als Vermittlerin in der Auseinandersetzung gewinnen zu können. (9, S. 248)

Frida genoss den gesellschaftlichen Trubel um sich, da sie nicht mehr von ihrem Ehemann überschattet wurde. Sie war wieder voller Lebensfreude, nur ihre Gesundheit bremste sie immer wieder. Sie konnte keine langen Strecken mehr laufen, ohne dass es ihr im Rückgrat und Bein schmerzte. Nach ihrer Ausstellung wurde es erneut ernst um ihre Verfassung. Viele Arzt- und Orthopädiebesuche standen an, sodass ein Geschwür an ihrem Fuß erfolgreich behandeln konnte, das mit den Jahren immer schlimmer geworden war. Nichtsdestotrotz genoss sie die Freiheit von Diego Kontrolle und verführte reihenweise die Männer.

Im Sommer nach dem Auszug des Ehepaares Trotzki verließ Frida endgültig ihr Haus in San Angel und wohnte seitdem wieder im Elternhaus. Sie hatte an der Auflösung der Beziehung zu Muray zu knabbern, denn er wandte sich bald zu einer anderen Frau hin, die er dann auch heiratete. Sie war verletzt und darauf folgte die Trennung von Diego, als sie nach Coyoacán zurückzog. Am 19. September 1939 leiteten sie einvernehmlich die Scheidung nach zehn Jahren Ehe ein, die zur Jahreswende amtlich vollzogen wurde. Der eigent-



Abb. 6: „Die zwei Fridas“, 1939

liche Grund, der die Scheidung auslöste, ist ungewiss. Bekannte und Freunde der Riveras hatten unterschiedliche Vermutungen. Möglicherweise hatte Diego von Fridas Affäre mit Muray oder Trotzki erfahren oder die Exfrau Lupe Marín war wieder interessanter für ihn. Aber genau wie damals bei der ersten Trennung, blieb der Kontakt bestehen. Sie besuchten sich oft, pflegten so etwas wie eine Freundschaft zueinander, denn ihre Lebenswege waren weiterhin eng miteinander verbunden. Im Vertrauen zu ihren Freunden ließ Frida aber Kummer und Sorgen heraus. Die immer wiederkehrenden Schmerzen im Rückgrat hielten sie nicht nur vom Arbeiten ab, sondern machten sie auch seelisch krank und depressiv. Ärzte verordneten Frida absolute Ruhe und sie wurde in einem orthopädischen Apparat zum Strecken ihres Körpers ins Bett verbannt. Wieder litt sie unter ihrer Einsam-

keit, aber sie wollte auch jeglichen Umgang mit den Menschen vermeiden, die Diego nahestanden. (9, S. 284) In dieser Zeit entstand auch eines ihrer bekanntesten Werke. „Die zwei Fridas“ (Abb. 6) zeigen die Dualität ihrer Persönlichkeit, das indianische und spanische Ich, welche durch Hände und Blutkreislauf miteinander verbunden sind. Die rechte Frida hält ein Medaillon, darin ein Foto von ihrem Diego. Beide Herzen sind sichtbar für den Betrachter, das eine ist aufgerissen und verletzt, das andere dagegen ist heil. Die Künstlerin stellte sich in einem Doppelporträt dar, da sie mit sich selbst einen inneren Dialog führte, um die Trennung von Rivera zu verarbeiten. Wie so manch anderes Werk von ihr war es ein Bild der Selbstheilung. Frida tröstete und stärkte sich selbst. (4) Die Malerei, aber auch der Alkohol waren ihre engsten Begleiter in dieser Lebenslage.

Die endgültig zerbrochene Säule

Nur knapp ein Jahr später fanden die zwei starken Persönlichkeiten wieder zusammen. Die Nachricht, dass ein Attentat auf Leo Trotzki verübt wurde und es sein Leben kostete, schockierte Frida und so musste sie gleich Diego, der sich in San Francisco aufhielt, davon mitteilen. Da Diego nicht gut auf Trotzki zu sprechen war und sowohl Frida als auch ihre Schwester Cristina den Attentäter persönlich kannten, wurden sie der Mittäterschaft verdächtigt. Die zwei Schwestern wurden lange verhört und zeitweise ins Gefängnis gesteckt. Als Diego das erfuhr, war er entsetzt und machte sich um Fridas Gesundheitszustand große Sorgen, der zunehmend kritischer wurde. Ratsuchend wandte er sich an ihren Arzt. Für weitere Behandlungen sei es am besten, wenn Frida nach San Francisco reisen würde, woraufhin Diego sie inständig darum bat, in die Staaten zu kommen.

Als es Frida möglich war, willigte sie ein und wurde im September 1940 im Hospital aufgenommen. Ungefähr einen Monat verbrachte sie dort, wo ihr Bettruhe und Alkoholabstinenz verordnet wurden. In dieser Zeit lernte sie den jungen Deutschen, Heinz Berggruen, kennen, der ihr durch Diego vorgestellt wurde. Von ihrer Erscheinung und Ausstrahlung beeindruckt, besuchte Berggruen sie fast täglich. Die dadurch entstandene Liebesgeschichte setzte sich danach auch in New York fort. Die zusätzlich verordnete Therapie hatte schnell Verbesserung gezeigt und so konnte Frida im November die für das Jahr 1941 angesetzte Ausstellung vorbereiten. Berggruen begleitete sie in die US-Metropole, aber nach gut zwei Monaten war auch dieses Abenteuer beendet. Frida nahm das Verhältnis offensichtlich nicht so ernst wie der acht Jahre jüngere Deutsche. Zudem war sie psychisch nicht in der besten Verfassung,

denn die Beziehung zu Diego war stets schwierig, weshalb sie sehr unglücklich war. In dieser Phase entstand das Werk „Selbstbildnis mit abgeschnittenem Haar“². (Abb. 7) Diego liebte ihr langes schwarzes Haar besonders an ihr und somit trennte sich Frida genau davon. Auf diesem Bild ist sie kaum von einem Mann zu unterscheiden und vielleicht ist es auch das, was sie erreichen wollte. Denn zeitweise fühlte sie sich keinesfalls mehr weiblich und niemand sollte sie durch das Äußere bewerten. Lange, frauliche Haare haben über Frida als Person nicht im Geringsten eine Aussagekraft. Ob sie eine Schönheit ist, leidenschaftlich oder liebenswert ist oder nicht, sollte mit dem Herzen gefühlt werden.



Abb. 7: „Selbstbildnis mit abgeschnittenem Haar“, 1940

Schließlich hielt Diego doch noch mehrfach um ihre Hand an, wobei Dr. Eloesser als Vermittler diente. Der Arzt machte Frida klar, dass Diego nicht fähig ist, sich zu ändern und ihm sagte er wiederum, dass die Scheidung Grund für Fridas erhebliche Verschlechterung ihrer Gesundheit war und eine Wiedervermählung eine Besserung bringen könnte. Frida nahm Riveras Angebot nach kurzen Überlegungen an. Sie heirateten am 8. Dezember 1940 in San Francisco das zweite Mal. Es war Diegos 54. Geburtstag. Frida formulierte zuvor aber einige Bedingungen: Sie wollte mit dem Lohn ihrer Arbeit für sich selbst aufkommen, und Diego solle nur die Hälfte des Haushaltsgeldes tragen. Des Weiteren war für Frida jegliche Art von Intimität ausgeschlossen, da sie immer an die vielen Bettgeschichten von Diego denken müsse. Wieder ein Anzeichen dafür, dass ihr die Loyalität zu ihm weit wichtiger war als Liebe und Sexualität. Nach der Wiedervermählung blieb Frida noch zwei Wochen bei ihm in San Francisco, bevor sie wieder nach Mexiko zurückkehrte, um bei ihrer Familie Weihnachten zu verbringen. Als seine Arbeiten beendet waren, folgte Diego ihr. Er zog zu ihr ins „Blaue Haus“, aber sein Atelier in San Angel behielt er weiterhin. Es gestaltete sich eine überwiegend harmonische und

2 Text auf der Abb. 7 als Liedstrophe: „Schau wenn ich dich liebte, dann deines Haares wegen, nun da du kahl bist, lieb' ich dich nicht mehr.“

zufriedene Lebensweise zwischen den beiden. Frida war selbstbewusster denn je, weil sie sowohl finanziell als auch sexuell unabhängig war.

Ein erneutes emotionales Tief für Frida traf sie durch den Tod ihres geliebten Vaters im April 1941. Seit dem Verlust ging es Frida langsam, aber stetig zunehmend schlechter. Die folgenden Jahre gestalteten sich ruhig. Frida arbeitete als Lehrkraft an der Maler- und Bildhauerschule „*La Esmeralda*“, musste aber schon bald ihr Pensum reduzieren, da sie die körperliche Kraft nicht mehr aufbringen konnte.



Abb. 8: „Die gebrochene Säule“, 1944

1944 entstand ihr Werk „*Die gebrochene Säule*“ (Abb. 8), in welchem sie all ihr Leid und ihren Schmerz zum Ausdruck brachte. Man kann sehen, wie sie sich ganz starr, unbedeutend und nur mit einem weißen Laken bedeckt, darstellte. Ihr Oberkörper ist aufgebrochen und wird durch ein Korsett fixiert, welches ihre Unbeweglichkeit symbolisiert. Die Wirbelsäule wurde durch eine architektonische Säule ersetzt, die Nägel in ihrem Körper und ihre Tränen zeigen, welche Qualen sie durchleben musste. Kurz darauf folgte eine Wirbeloperation in New York, bei der die gewünschte Erleichterung jedoch ausblieb. 1950 musste sie ein Jahr lang im Kranken-

haus von Mexiko-City liegen. Dort malte sie unter der euphorisierenden Wirkung von Medikamenten. Wieder zu Hause blieb sie sehr geschwächt und musste gepflegt werden. Im Laufe der nächsten zwei Jahren war eine Stilwandlung in ihren Werken festzustellen. Der Einfluss von Drogen und Alkohol ließ ihre Bilder immer wilder und unstrukturierter werden. (10) Da Frida kaum das Haus verlassen konnte, vereinsamte sie immer mehr.

Erst ein Jahr vor ihrem Tod erlangte sie auch in ihrer Heimat Mexiko die wohlverdiente Anerkennung. Die erste Einzelausstellung in Mexiko City in der Galería Arte Contemporáneo eröffnete 1953. Frida ließ es sich trotz schwerer Krankheit nicht nehmen, dort anwesend zu sein. Weil sie das Bett nicht verlassen konnte, ließ sie sich in diesem dort hinfahren und hieß die Besucher willkommen.

Die Amputation ihres rechten Fußes zerstörte Fridas ohnehin schon stark angeschlagene Psyche und so verlor sie immer mehr die Kontrolle über sich selbst und verfiel in eine aussichtslose Drogenabhängigkeit. Erholen konnte sie sich davon nicht mehr. Ihr Körper war zu sehr verfallen. Am 13. Juli 1954 starb Frida Kahlo im „Blauen Haus“ vermutlich an einer Lungenembolie. Diego war bei ihr und es mochte für sie eine Erlösung gewesen sein, denn ein Aufgeben wäre für die starke Frau mit dem unbeugsamen Willen zu keiner Zeit in Frage gekommen. Nach ihrem Tod äußerte Diego Rivera, dass sie das Wichtigste in seinem Leben war. Und dennoch heiratete er fast genau ein Jahr später die Verlegerin Emma Hurtado. Er starb drei Jahre nach Frida an einem Herzinfarkt in seinem Atelier.

Das „Blaue Haus“, „La Casa Azul“, ist seit 1959 als Museum zu besuchen. (1) Viele Stimmen meinen, dass Frida zu Lebzeiten nur im Schatten ihres berühmten Mannes stand. Sie hatte allerdings drei nennenswerte Ausstellungen vorzuweisen, die nicht wenig erfolgreich waren und viele Bewunderer anzogen. Allerdings dauerte es eine Weile nach ihrem Tod, bis ihre Berühmtheit anstieg. Zu Beginn der achtziger Jahre wurde sie in den USA als Galionsfigur der mexikanischen Frauenbewegung gesehen. International explodierte ihr Bekanntheitsgrad durch den Film „Frida“, bei dem Julie Taymor Regie führte. Frida Kahlo hatte sowohl politisch als auch sozial eine Vorbildfunktion und gilt bis heute als Sinnbild der mexikanischen Kunstgeschichte und als bekannteste Vertreterin Lateinamerikas ihrer Zeit. (3) Nach Deutschland kam die erste Ausstellung im Jahr 1982. Fridas Werke, insgesamt mehr als 140 Ölgemälde, davon 55 Selbstporträts, sind weltweit verteilt. (11) Eine Großzahl davon darf Mexiko nicht verlassen oder wurde nicht veröffentlicht und wird in privaten Sammlungen aufbewahrt. Die größte private Sammlung befindet sich bis heute in einer Dauerausstellung in Mexiko-City, im „Museo Dolores Olmedo“.

Literatur

1. *Ausstellungen: Frida Kahlo: Archiv des Leidens und der Lebenslust* [http://www.focus.de/kultur/kunst/ausstellungen-frida-kahlos-privates-fotoarchiv-im-museum-marta_id_4439412.html] Abruf vom 24.2.2015.
2. *Der große Kulturführer: Literatur, Musik, Theater und Kunst in fünf Bänden; Bd. 5, Malerei, mit einer Einführung von H.-J. Müller und Beiträgen von M. Mönniger*, Zeitverlag Gerd Bucerius, Hamburg 2008.

3. *Der Ruhm kam erst posthum – Frida Kahlo im Jubiläumsjahr* [http://www.schwaebische.de/home_artikel,-_arid,2036454.html] Abruf vom 24.2.2015.
4. *Farbwahn: Die zwei Fridas (1939)* [<http://farbwahn.blogspot.de/2010/07/die-zwei-fridas-1939.html>] Abruf vom 24.2.2015.
5. *Franger, Gabriele; Huhle, Rainer: Fridas Vater: Der Photograph Wilhelm Kahlo, 2. Aufl., Schirmer Mosel, München 2009.*
6. *Frida Kahlo. Paintings, Biography, Quotes* [<http://www.fridakahlo.org/frida-kahlo-chronology.jsp>] Abruf vom 24.2.2015.
7. *Frida Kahlo. Viva la vida – Es lebe das Leben* [<http://www.linkswende.org/4591/Frida-Kahlo-Viva-la-vida-Es-lebe-das-Leben>] Abruf vom 24.2.2015.
8. *Gordon, Susanne: Frida Kahlo* [<http://sugosalzburg.blogspot.de/2011/12/frida-kahlo.html>] Abruf vom 24.2.2015.
9. *Herrera, Hayden: Frida Kahlo. Ein leidenschaftliches Leben, Droemersch Verlaganstalt, München 1983.*
10. *Hoop, Ariane von: Frida Kahlo* [<http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/frida-kahlo/>] Abruf vom 24.2.2015.
11. *Mahr, Daniela: Die mexikanische Malerin Frida Kahlo* [<http://www.helles-koepfchen.de/artikel/3007.html>] Abruf vom 24.2.2015.
12. *Meine Gedanken zu den großartigsten Frauen dieser Welt. Frida Kahlo is the greatest woman for me* [http://shianakunsttraeume.blogspot.de/2009_08_01_archive.html] Abruf vom 24.2.2015.
13. *Prignitz-Poda, Helga: Frida Kahlo – Die Malerin und ihr Werk, Schirmer Mosel, München 2007.*

Abbildungen

- Abb. 1:* „Selbstbildnis im Samtkleid“ von Frida Kahlo, 1926 [http://www.Texte-zukunft.com/uploads/images/malerei/kahlo/kahlo_selbst_1926.jpg] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 2:* „Meine Amme und ich“ von Frida Kahlo, 1937. [<http://lylith.beep-world.de/files/frid4.jpg>] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 3:* „Frida Kahlo und Diego Rivera“ von Frida Kahlo, 1931 [<http://www.sflatinofilmfestival.com/wp-content/uploads/2013/11/Frida-Kahlo-Diego-Rivera-19.jpg>] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 4:* „Henry Ford Hospital“ von Frida Kahlo, 1932 [http://ryanophotography.files.wordpress.com/2013/05/frida_kahlo_exhibit_ny479.jpg] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 5:* „Selbstbildnis“ von Frida Kahlo, 1937 [http://www.painting-palace.com/files/375/37431_Self-Portrait_Dedicated_to_Leon_Trotsky_._.1937_f.jpg] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 6:* „Die zwei Fridas“ von Frida Kahlo, 1939 [http://3.bp.blogspot.com/-vJQfnnU8UCA/Tv5-eAIFQMI/AAAAAAAAASE/2QrhQjuJP8Y/s640/frida_kahlo_le_due_frida1.jpg] Abruf vom 24.2.2015.
- Abb. 7:* „Selbstbildnis mit abgeschnittenem Haar“ von Frida Kahlo, 1940
24.2.2015.
- Abb. 8:* „Die gebrochene Säule“ von Frida Kahlo, 1944 [<http://media1.faz.net/ppmedia/aktuell/feuilleton/598401667/1.987207/default/frida-kahlos-gebrochene-saeule- aus-dem-jahr-1944.jpg>] Abruf vom 24.2.2015.

Warum schreibe ich über Janusz Korczak?

Jana Ehrenberg

„Kinder sind Menschen, sie werden nicht erst welche.“ Dieser Satz bestimmt mein gesamtes pädagogisches und alltägliches Denken und Handeln. Ein Satz, der eine große Aufgabe offenbart. Kinder sind Menschen. Diese einfachen klaren Worte, die so voller Gutmütigkeit, Verständnis und Anerkennung sind und doch nicht so selbstverständlich, wie viele glauben mögen. Janusz Korczak hat mich in dieser Hinsicht tief beeindruckt. Er hat mit Kindern gelebt, er hat für sie gelebt und wurde nie müde, sich für sie einzusetzen. Kleine Menschen nicht mit Schuld zu beladen, sich selbst Fehler einzugestehen, die Gemeinschaft stärken. Seine Werke geben jedem Detail die gleiche Bedeutung, ohne dabei das Detail aus dem Blick zu verlieren. Ohne Anklage, ohne Hass und doch stets scharf und kritisch betrachtet er die Welt, analysiert gesellschaftliches Leben und deckt Missstände auf. Eine große Persönlichkeit mit einem großen Herz. Ein Vorbild.

Taten bringen Kunde vom Sein

Es ist ein kühler Sommer. Nach den Entbehrungen des Winters scheint selbst die Sonne die Freude am Scheinen verloren zu haben. Es ist das Jahr 1942. Ein Weltkrieg ist in vollem Gange. Inmitten des Feuersturms führt ein älterer Herr eine Kinderschar durch die Straßen des einst so prachtvollen Warschauer. Sie ziehen zum Danziger Bahnhof. Nicht ein Sommerlager wartet auf die Kinder des Waisenhauses „Dom Sierot“. Nein, sie erwartet der Tod in den Gaskammern von Treblinka¹.

Der würdevolle Herr an ihrer Seite ist Janusz Korczak. Ihnen hat er sein Leben geschenkt. Sie sind seine Familie. Mit der Selbstverständlichkeit eines Vaters folgt er ihnen Anfang August 1942 in den Tod. Zwischen dem 5. und 9. August verliert sich die Spur eines bemerkenswerten Mannes, der an sich selbst vielleicht etwas Bemerkenswertes feststellte, es jedoch niemals nach außen trug. Denn „[...] nur mit [sich] selbst sprach [er sich] aus. Denn reden und sich aussprechen ist nicht dasselbe.“ (7, S. 364)

Und so ging der Welt ein gewissenhafter und unermüdlicher Forscher, Arzt, Erzieher und Schriftsteller verloren, der bis zu seinem letzten Atemzug an das Gute im Menschen glaubte und der nie vergessen hat, wie es war, ein Kind zu sein. Der vorletzte Eintrag in seinem Tagebuch stammt vom 4. August. *„Ich wünsche niemandem etwas Böses. – Ich kann das nicht. Ich weiß nicht, wie man das macht. [...]“* (10, S. 119) Dieser Grundsatz offenbart sich als Fundament seines Handelns und Seins.

Wer war dieser Mann, der sich um die Ärmsten der Armen sorgte, als es fast niemand anderes tat? Wer war dieser viel zitierte Pädagoge, der eine ganz andere Idee von Kindheit hatte, als die übrige Gesellschaft Anfang des 20. Jahrhunderts?

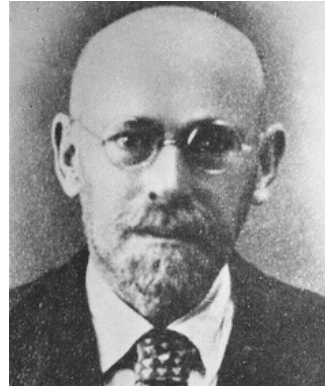


Abb.: Janusz Korczak

1 Treblinka war ein deutsches Vernichtungslager nordöstlich von Warschau. Ein Großteil der Jüdischen Gemeinde Warschauer kam hier zu Tode.

Kindheit und Jugend

In seinem Tagebuch, das er 1942 im Warschauer Ghetto führte, finden sich kleine Anekdoten aus seinen Kindertagen. Glücklicherweise konnte dieses Schriftstück über die letzten Kriegsjahre gerettet werden, denn alle offiziellen Dokumente wurden vernichtet oder gingen verloren. Auch andere Werke, wie die *„Beichte eines Schmetterlings“* und *„Kinder des Salons“* geben Auskunft über Korczaks Jugendzeit. Somit ist Korczak selbst die Hauptquelle für die erste Phase seines Lebens. Es lässt sich nur schwer sagen, was von seinen Berichten tatsächlich geschehen ist und was sich lediglich in seiner Phantasie abgespielt hat. Korczak war ein sehr gewissenhafter Mensch, der mit einiger Sicherheit niemals absichtlich Fakten seines Lebens verändert hätte. Was könnte authentischer sein, als ein Lebensbericht desjenigen, der das Leben gelebt hat, von dem er spricht?

Geboren am 22. Juli 1878 oder 1879 als Henryk Jozefowicz Goldszmit, wuchs Korczak zunächst behütet als jüngeres von zwei Kindern in einer angesehenen Warschauer Familie auf. Das genaue Jahr seiner Geburt ist nicht überliefert. So gewissenhaft sein Vater Josef bei seiner Arbeit als Anwalt und Autor war, so nachlässig scheint er in Familienangelegenheiten gewesen zu sein. Er versäumte lange Zeit die Beantragung einer Geburtsurkunde für seinen Sohn. Josef Goldszmit mag dennoch entscheidenden Einfluss auf die Geisteshaltung seines Sohnes genommen zu haben. In der Tradition seiner Eltern engagierte sich Josef in der polnischen Aufklärungsbewegung „Haskala“, indem er Texte zu brisanten Themen, wie dem Scheidungsrecht veröffentlichte und die orthodoxen polnischen Juden zu mehr Integrationsbereitschaft aufrief. (8, S. 15 f.)

Korczaks Mutter Cecylia führte den Haushalt. Sie war verantwortlich für das Personal, das die Familie bis zum Tod Josef Goldszmits beschäftigte. Der Vater starb im Jahr 1896 nach wiederkehrenden Depressionen und zahlreichen Klinikaufenthalten. Im Haus lebte außerdem Korczaks vier Jahre ältere Schwester Anna und seine Großmutter, zu der er eine innige Beziehung hatte.

Die gesamte Familie war jüdischen Glaubens. Aus einigen Kindheitserinnerungen Korczaks lässt sich jedoch ableiten, dass die gemeinsame Religion im alltäglichen Familienleben kaum eine Rolle spielte. Im Alter von fünf Jahren kam Korczak das erste Mal bewusst mit der Frage der Religion in Berührung. Er beerdigte seinen Kanarienvogel im Hof des Hauses und erwog das Aufstellen eines Kreuzes. Andere Kinder wiesen ihn darauf hin, dass er Jude sei und ihm deshalb das Recht, ein Kreuz aufzustellen, nicht zukomme. Konfrontiert

mit diesem konfessionellen Unterschied und dem Verbot der Eltern, mit den verwaahlerten Kindern auf der StraÙe zu spielen, äußerte Korczak erstmals Unbehagen über die spürbar gewordenen, für ihn unverständlichen Schranken zwischen den Menschen. (8, S. 17)

Besonders in seiner Zeit auf dem humanistischen Gymnasium wurde dem jungen Korczak bewusst, dass die behütete Welt der elterlichen Wohnung nur wenig mit dem Leben draußen gemein hatte. Körperliche Züchtigung wurde von seiner Mutter in der häuslichen Erziehung bis dato nicht gebilligt. In der Schule wurde sie zur ständigen Bedrohung, Drill und stupides Auswendiglernen schufen eine Atmosphäre der Angst. Korczak wuchs in dem Teil Polens auf, der bis zum Ende des Ersten Weltkrieges von Russland besetzt war. Die geistige Enge und der Unterricht in russischer Sprache schienen nicht zu dem Leben zu passen, das er bis dahin gelebt hatte. (8, S. 19 f.)

In seinem Tagebuch „*Beichte eines Schmetterlings*“ dokumentiert Korczak seine jugendliche Geisteshaltung. Der Drang nach Freiheit und der Wille, etwas Wertvolles zu erschaffen, werden bereits auf diesen Seiten sichtbar. Neben seiner ersten geistigen Liebe, der Literatur, schildert Korczak seine Gefühle im Angesicht seiner erwachenden Männlichkeit. Die kindlich anmutenden Schwärmereien eines Vierzehnjährigen werden jedoch immer wieder durchbrochen von intellektuellen Problembehandlungen und kritischer Selbstreflexion. In die schriftstellerische Tätigkeit investiert Korczak viel Energie. Früh reicht er Texte bei Verlagen ein. Erfährt Zurückweisung und Niederlagen. Mit 16 Jahren befällt ihn die Idee „*Ich möchte eine große Studie ‚das Kind schreiben‘*“. (1, S. 77) Immer wieder kommt er auf das Thema Kinder zurück. „*Ich habe noch keine Kinder, aber ich liebe sie schon.*“ „*Welch ein Glück, solch ein Kleines zu haben, ihm die eigenen Grundsätze einzuimpfen, seinen Geist zu entfalten und zu formen.*“ (1, S. 79 f.) Er schreibt von Fräulein Wanda. Es bleibt offen, wer dieses Fräulein tatsächlich war, doch ist sie die Person, die ihn in seiner Entwicklung und seinem Forscherdrang unterstützt hat. „*Allein sie versteht mich, heißt mich Enttäuschungen ohne Resignation hinzunehmen*“ und etwas später: „*Fräulein Wanda hat mir das Buch ‚Reformer der Erziehung‘ versprochen [...].*“ (1, S. 79, 102 f.) Er vertieft sich in die reformpädagogischen Schriften seiner Zeit (Spencer, Pestalozzi, Fröbel). Mit dieser Literatur stößt er die Tür zu seinem Leben als Verfechter der Freiheit und Gleichheit des Kindes gegenüber dem Erwachsenen auf. Er begibt sich auf die Reise zu seiner Wahrheit, zu seinen Überzeugungen und zu seinem persönlichen Weg durch eine Gesellschaft voller Ungerechtigkeit.

Studium und erste pädagogische Erfahrungen

Mit dem Tod des Vaters im Jahr 1896 hatte für Korczaks Familie eine entbehrensreiche Zeit begonnen. Schon als Schüler gab er Nachhilfeunterricht, zunächst für ein Taschengeld, später um den Unterhalt der Familie zu sichern. Seine ersten pädagogischen Überlegungen stammen aus dieser Zeit.

Noch im selben Jahr gelingt es Korczak erstmals, als Schriftsteller an die Öffentlichkeit zu treten. Die satirische Zeitung *Kolce* erkannte sein Potenzial und druckte seine Artikel im Feuilleton ab. Zwei Jahre später nimmt er an einem literarischen Wettbewerb teil und gewinnt für sein eingereichtes Theaterstück 1899 einen Preis. Es ist der Anlass durch den aus Henryk Goldszmit Janusz Korczak wird. Fortan veröffentlicht er seine Texte unter diesem Pseudonym. (8, S. 24 ff.) Trotz des schriftstellerischen Erfolges schreibt sich Korczak im Jahr 1898 an der medizinischen Fakultät der Warschauer Universität ein. In einem Brief an Leon Rygiel, einem Freund aus Kindertagen, erklärt er, dass seine Studienwahl keineswegs im Widerspruch zu den bisher verfolgten Themen stehe.

[...] der Schriftsteller soll, meiner Ansicht nach, den Ehrgeiz haben, die menschliche Seele nicht zu kennen, sondern sie auch zu heilen. Er sollte bestrebt sein, ein Erzieher zu werden, [...] Ich wiederhole es, um Erzieher zu werden, muss man Diagnostiker sein. Die Medizin hat hier eine Menge zu sagen. (8, S. 28)

Die militärische Strenge der russischen Besatzer erschwerte den Studenten der Warschauer Universität die eigene Meinungsbildung. Wer nicht schon mit einem Hang zu Freigeistigkeit an die Universität kommt, der lernt, was die Obrigkeit vorgibt. Wer sich damit nicht abfinden wollte, fand eine ergänzende Studiemöglichkeit in der „fliegenden Universität“. Auch Korczak bewegt sich im Untergrund. Er hört Vorlesungen in Privatwohnungen und macht in den zahlreichen Gesprächskreisen die Bekanntschaft von bedeutenden polnischen Gelehrten. Während er offiziell Medizin studierte, erwarb er in der „fliegenden Universität“ Kenntnisse in den Bereichen Erziehung, Politik, Sozialarbeit und Statistik. (8, S. 29)

Die Erfahrungen mit der Ungleichheit zwischen den Menschen, die Korczak durch das Verbot, mit den verwahrlosten Kindern auf der Straße zu spielen, in frühester Kindheit gemacht hatte, prägten seine Einstellung gegenüber dem armen Teil der Warschauer Gesellschaft. Doch nicht in der Weise, wie seine Eltern es beabsichtigt hatten. Mit seinem Freund Stanisław Liciński streift Korczak durch die Elendsviertel der Stadt. Ihnen offenbarte sich mit

aller Brutalität eine Welt, von der sie bisher nur eine Ahnung hatten. Ganz im Geiste ihrer Zeit und den Kreisen, in denen sich die beiden jungen Studenten bewegten, entwarfen sie eine Vision von einer besseren, einer gerechteren Zukunft. Korczak scheint es Zeit seines Lebens besonders um das Schicksal dieser Kinder in seiner Heimatstadt gegangen zu sein. Ihr Schicksal hatte er vor Augen. Ihrer nahm sich niemand an. Das wollte er ändern. Und heute wissen wir, das konnte er, zumindest für einige Hundert von ihnen, ändern.

Und so verwundert auch die Wahl des Studienortes nicht. An ihr lässt sich Korczaks Familien- und Heimatverbundenheit ablesen. Die Warschauer Universität zählte nicht zu den angesehenen Einrichtungen dieser Zeit. Die geistige Einschränkung machte sie bei Lehrenden und Lernenden unbeliebt. Korczak blieb in seinem Warschau, denn *„losgerissen von Warschau, fühlt[e er] eine brennende Sehnsucht.“* (11, S. 13) Hier hatte er eine Aufgabe. Und doch kam er nicht umhin, seine geliebte Heimat zu verlassen, zumindest für eine gewisse Zeit. Wie viele junge Menschen zog es Korczak über die Grenzen seiner Kindheit hinaus in die Welt. Sein Wissensdurst, aber möglicherweise vielmehr die Suche nach Erholung, veranlasste ihn, den ersten Sommer seiner Studienzeit in der wohltuenden Natur der Schweizer Alpen zu verbringen. Gegenüber einem Studenten, den Korczak in Zürich kennen lernte, gab er an, sich auf einer Studienreise zum Werk Heinrich Pestalozzis zu befinden. Sein Reisebericht spricht jedoch auch eine andere Sprache.

Wenn unser Geist, ermüdet von den Sorgen des Alltags, die Nerven, von der fieberhaften Arbeit geschwächt, und unser ganzer Organismus, in seinen Grundfesten erschüttert, anfangen, ihren Dienst zu versagen, dann ist es heilsam, sich aus der ungesunden Umgebung loszureißen, eine Zeitlang die Probleme, das, was uns beschäftigt, in Beschlag nimmt und lästige Pflicht ist, abzuschütteln und zu vergessen. (4, S. 349)

Korczak war mit den Texten Pestalozzis längst vertraut. Neben der Zeit, die er sich für Erholung nahm, fühlte er sich verpflichtet, die Einrichtungen nach dem Vorbild des berühmten Pädagogen zu besuchen. Es schien, als gäbe es in Zürich keine Kinder, denen es elend geht. Es ging ihnen gut, sie lachten, sie spielten. Udenkbar, nicht nur in den Warschauer Straßen, sondern auch in den Warschauer Klassenzimmern.

Zurück in der Heimat schrieb er seine Erkenntnisse nieder und lokalisiert erstmals das, was in den folgenden Jahren zum Grundpfeiler seiner pädagogischen Haltung reifen wird.

Kinder werden nicht erst Menschen, sie sind es bereits, ja sie sind Menschen und keine Puppen; man kann an ihren Verstand appellieren, sie antworten uns, sprechen wir zu ihrem Herzen, fühlen sie uns. (5, S. 50)

Ausgehend von dieser Niederschrift wird seine Empörung, seine Kritik, seine Reformforderung lauter. Für seinen öffentlichen Protest nutzt er weiterhin die Zeitschrift *Kolce*. Eine zweite Plattform bietet ihm die Wochenschrift *Wędrowiec*. Korczak unternimmt nun immer öfter Ausflüge in die zwielichtige Warschauer Vorstadt. Er lebt mit den Menschen, deren Schicksal er sich später annimmt. Er tritt 1900 der Gesellschaft für Sommerkolonien in Warschau bei und erhält so noch tiefere Einblicke in die Sorgen und Ängste der Kinder, deren Eltern sich einen Urlaub selbst nicht leisten konnten. Je mehr er sich diesen Menschen annähert, umso weiter entfernt er sich von dem Leben, das er aus der bürgerlichen Wohnung seiner Kindheit kannte. Er kritisierte häufig auf sarkastische Art und Weise den Widerspruch von Überbehütung und emotionaler Kälte in den gehobenen Kreisen der Gesellschaft. Die Erfahrungen aus diesen beiden Leben verarbeitet Korczak in den Büchern *„Kinder der Straße“* (1901) und *„Kinder des Salons“* (1904). Das pädagogische Interesse des jungen Studenten verlangt mehr und mehr nach praktischer Tätigkeit. Er engagiert sich in unterschiedlichen Wohlfahrtseinrichtungen, unterrichtet, betreut kostenlose Bibliotheken und begleitet die Freizeiten der Sommerkolonien.

Alle Berichte aus dieser Zeit dokumentieren die Akribie des Wissenschaftlers Korczaks. *„Forschung zu betreiben – das bedeutet ein gegebenes Faktum hundertmal nachprüfen, sich von der Phantasie nicht hinreißen lassen, alle für und wider ausschließen, ohne vorgefasste Pläne, Vorurteile und Ziele.“* (8, S. 38) Und daran hält er sich. Seine Dokumente zeugen von einer bemerkenswerten Beobachtungsgabe, von der Fähigkeit, sich in die menschliche (kindliche) Seele einzufühlen, von der Faszination für das Schöne und Einzigartige und von der Aufrichtigkeit gegenüber allem Leben. Nie verallgemeinert er, nie bewertet er, nie beschönigt oder diskreditiert er das Verhalten der Kinder, die er auf der Straße, in den Sommerkolonien und später im Kinderheim trifft. Er schreibt ihre und seine Worte nieder. Was er folgert, sind die Stolperfallen, die Unwegsamkeiten und Ungerechtigkeiten, die das Leben bereithält. Er sieht die Erwachsenen in der Pflicht, die Kinder zu unterstützen, er sucht die Fehler immer zuerst bei sich, statt ein Kind zu tadeln.

Die politische Unruhe im Land geht an Korczak nicht vorbei. Einige seiner engsten Freunde werden wegen revolutionärer Aktivitäten verhaftet. Der Pädagoge und Wortführer des polnischen Sozialismus der ersten Stunde, Jan Dawid, holt ihn zur Zeitung *Głos*. Der angehende Arzt Korczak nutzt diese Plattform, um über Hygienemängel, Geschlechts- und andere Infektionskrankheiten und das allgemeine Elend in der Warschauer Gesellschaft aufzuklären. Auch wenn Korczak selbst nie einer Partei beitrifft, so positioniert er sich doch eindeutig im linken politischen Spektrum. Er betont jedoch schon in der „Beichte eines Schmetterlings“ seine patriotische Gesinnung.

Der Sozialismus spricht mich mehr an, er ist zwar der Theorie nach antipatriotisch, doch in der Praxis ist er das gar nicht; im übrigen, wenn er in Polen das Volk vor Ausbeutung bewahren will, verteidigt er schließlich keine Chinesen, sondern Polen. (1, S. 97)

1905 schließt Korczak sein Studium mit dem Diplom ab und praktiziert fortan als Arzt im Berson-Baumann-Spital. Hier macht er die Bekanntschaft des sozial engagierten und stadtbekanntesten Dr. Izaak Eliasberg. Korczak selbst nahm sich in dieser Zeit hauptsächlich der Behandlung von Kindern aus den Warschauer Elendsvierteln an und wurde nicht müde, sich als Autor sozialpolitisch zu engagieren. Im selben Jahr kam durch einen Roman des Autors Michał Muttermilch in Warschau die „Judenfrage“ auf. Korczak nahm entschiedene Stellung gegen die verallgemeinernden, rassenpolitisch anmutenden Darstellungen des Autors. Zeit seines Lebens hielt sich Korczak nicht sonderlich streng an die religiösen Praktiken und Rituale seines Glaubens, dennoch räumte er der jüdischen Kultur immer einen Platz ein. Er zwang kein Kind zum Beten, hielt das gemeinsame Erbe jedoch stets in wacher Erinnerung. Die jüdischen Kinder der Unterschicht waren in Korczaks Augen doppelt gestraft, durch wirtschaftliche und religiöse Benachteiligung. In seine Berichte aus den Sommerkolonien lässt er möglicherweise als Antwort auf den Roman von Muttermilch und die daraufhin beginnende Diskussion immer wieder Hinweise darauf einfließen, dass jüdische Kinder offenbar genau die gleichen Dinge taten wie christliche.

Das Wasser ist kalt. – Und siehe da: Wunder über Wunder! Die Kinder scheuen das Wasser nicht. – Ein kalter Steinfußboden, und sie sind barfuß – kaltes Wasser, ein starker Strahl – und die Kinder waschen sich – geschickt oder unbeholfen – aber fröhlich und willig – und sie schreien nicht. [...] Ach meine Herren Moralisten: ‚die jüdische Unsauberkeit‘ – ach meine Herren – meine Herren [...] (6, S. 17)

Der Weg zum „Dom Sierot“

Korczak begleitete nun jeden Sommer eine Kolonie, die pro Jahr für insgesamt 2000 Kinder an unterschiedlichen Orten durchgeführt wurden. Seine Beobachtungen und Erfahrungen hielt er in Tagebüchern fest und veröffentlichte sie später unter den Titeln „*Die Mojscheks, Joscheks und Sruleks*“ und „*Die Jéseks, Jasiéks und Franéks*“. Aus den Begegnungen mit diesen Kindern zieht Korczak Erkenntnisse, die seine Idee von der Gleichberechtigung von Kindern und Erwachsenen reifen lassen. Er stellte erste Prinzipien und Notwendigkeiten des Zusammenlebens in einer Gemeinschaft auf. Einige betreffen das Gebotene und Verbotene für die Kinder, viele betreffen das notwendige Verhalten des Erziehers.

Das Prinzip, niemanden vorzuziehen, ist am strengsten von allen einzuhalten: keine Lieblingskinder, keine Vorrechte. Gleiche Rechte für alle – das ist die einzig schwierige Aufgabe des Betreuers; sie verlangt viel Intelligenz, Feingefühl und, ich füge hinzu – Willensstärke. (6, S. 25)

Nie ist mit Gleichheit jedoch Gleichmacherei gemeint, wie sozialistisch Gesinnten gern vorgeworfen wird. Korczak dazu weiter: „*Ist einer besser erzogen, dann sind im Grade auch meine Anforderungen an ihn größer.*“ Und an anderer Stelle:

Dabei soll und muß ein Dreizehnjähriger naturgemäß mehr Freiraum haben, als ein Achtjähriger, darf man sehr lebhaft Kinder nicht einengen, und sehr schwache sollen, wie die Vorschrift sagt, eine reichlichere oder auch gehaltvollere Verpflegung bzw. Eier statt Brot zum zweiten Frühstück bekommen. (6, S. 25 f.)

Mit dieser Vorgehensweise folgt Korczak den aktuellen Entwicklungen in den Bereichen der Entwicklungspsychologie. Es gilt, das rechte Maß für jeden Einzelnen zu finden. Dies soll nur ein Beispiel sein. Zu versuchen, Korczaks Arbeit auf Prinzipien zu reduzieren, wäre eine schändliche Verstümmelung. Die Niederschrift von Dialogen verdeutlicht, welchen Wert Korczak in jedem einzelnen Kind sah. Jedes von ihnen verdient es, so behandelt zu werden, wie es seine Natur verlangt. Der einzige Grundsatz, der sich mit Nachdruck aus den zahlreichen Aufzeichnungen ziehen lässt, ist – Achtung.

Die praktischen pädagogischen Erfahrungen, die der junge Arzt im Sommer auf dem Land sammelte, ergänzte er in den Jahren zwischen 1907 und 1911 durch Auslandsreisen nach Berlin, London und Paris zum Studium der Pädiatrie. Die längste Zeit, die Korczak in seinem Leben je am Stück außerhalb seiner Heimatstadt weilt, verlebt er in Berlin. Fast ein Jahr verbringt er an der angesehenen medizinischen Fakultät der Charité in der deutschen Hauptstadt. Er besichtigt zahlreiche Kliniken, Anstalten für psychisch Kranke, besucht Kurse an der Universität und verfasst ausführliche Protokolle zu seinen Beobachtungen. All die Bilder, die er im Ausland, aber auch in Warschau von den Leiden der Menschen sammelt, all der Schmerz dieser Kinder, die er immer häufiger kostenlos behandelt, weil niemand da war, der für ihre Genesung bezahlen konnte, all diese Eindrücke verstärkten sein Gefühl der Verpflichtung etwas zu tun. *„Es ist nicht Pflicht meiner Umgebung, mir zu helfen, sondern ich habe die Pflicht, mich um die Welt, um den Menschen zu kümmern.“* (10, S. 78), schrieb er nach all den Jahren sozialen Engagements 1942 in sein Tagebuch. Ein Schritt, dieser empfundenen Verpflichtung nachzukommen, war der Beitritt der gemeinnützigen Organisation „Hilfe für Waisen“ im Jahr 1908. Ein Jahr später wird er zum Vorsitzenden gewählt. In dieser Funktion besucht er in regelmäßigen Abständen die Einrichtungen der Organisation; unter ihnen das spätere „Dom Sierot“. Dieses Haus war eines der ersten in Warschau, welches nach westeuropäischen Standards eingerichtet und nach reformpädagogischen Grundsätzen geführt wurde. Die Leitung lag in der Hand von Stefania Wilczyńska; der Frau, die bis zum Ende an der Seite von Korczak für die ihnen anvertrauten Kinder stritt.

Nachdem Korczak von seiner Studienreise in London zurückgekehrt war, übernahm er die Leitung des neuen „Dom Sierot“. Es wurde eigens ein neues Haus für diesen speziellen Zweck gebaut. Für Korczak selbst und auch für die Kinder, die in diesem Haus leben sollten, war es ein Neuanfang. In London hatte er die Entscheidung getroffen, *„keine Familie zu gründen [...] Das war in Hagen bei London: ‚Ein Sklave hat kein Recht auf ein Kind: ein polnischer Jude unter russischer Fremdherrschaft [...]‘“* (8, S. 81)

Ein Leben in der Kinder-Republik

In London hatte er auch erkannt, dass sich mit einer dauerhaften Fürsorgeeinrichtung mehr bzw. nachhaltiger etwas für das Wohl zumindest einiger Kinder erreichen ließe, als in einem chronisch überforderten Gesundheitssystem, das er selbst seit Jahren scharf kritisierte. Dennoch empfand er die Aufgabe seiner Stelle als Schwäche. *„Für den Rest meiner Jahre wird mich das unangenehme Gefühl begleiten, dass ich desertiert bin.“* (7, S. 322)

Gemeinsam mit Stefania Wilczyńska übernimmt Korczak 1912 die Verantwortung für zunächst 85 Kinder im Alter zwischen sieben und fünfzehn Jahren. Die Krochmalna-Straße 92, die aufgrund der Neuordnung der Straßen nach dem Zweiten Weltkrieg heute im Bereich der Jaktorowska-Straße liegt, wird das Zuhause einer Gemeinschaft, die vom Herrn Doktor Goldszmit erfahren durfte, „*Wie man ein Kind lieben sollte*“² und wie es sich anfühlt, wenn man so geliebt wurde.

Der erste Schritt auf dem Weg zu einer freien, demokratischen Gemeinschaft erfolgt über die Herstellung einer „Öffentlichkeit“. Aus seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit war Korczak mit dem besten Medium zur öffentlichen Information vertraut – der Zeitung. Das „Wochenblatt des Dom Sierot“ wird zu einem wichtigen Lehr- und Gemeinschaftsorgan. Denn neben der Informationsweitergabe beabsichtigte Korczak, die Kinder auf diesem Wege mit dem sicheren Umgang der polnischen Sprache vertraut zu machen. In der Regel sprachen die Kinder nur jiddisch, wenn sie im „Dom Sierot“ ankamen. Inhalt der wöchentlichen Ausgaben waren stets die Belange der Bewohner des Hauses. Korczak selbst hielt auf diesem Wege seine pädagogischen Vorstellungen in den Köpfen aller wach (z. B. durch den wöchentlichen Bericht, dass niemand vom Personal geschlagen wurde und die stumme Ermahnung, dass das auch so bleiben möge). Jeder erhielt die Möglichkeit, sich zu Wort zu melden, mit einer Frage, einer Bitte, einem Problem oder mit einer Geschichte. Freitags wurde die komplette Ausgabe im großen Saal des Hauses vorgelesen. So konnte gewährleistet werden, dass jedes Anliegen an die Ohren der Öffentlichkeit gelangte.

Neben seiner Arbeit im „Dom Sierot“ intensiviert Korczak seine schriftstellerische und wissenschaftliche Tätigkeit. Er verarbeitet seine Erlebnisse mit den Kindern in einem Werk über die kindliche Entwicklung. Mit Hilfe von Anekdoten veranschaulicht er das Wachsen eines Kindes in der Gesellschaft. Neu ist dabei die Perspektive, die Korczak einnimmt. Er erzählt aus der Sicht der Kinder. Ihr Gefühlsleben, ihre Ängste und Wünsche, ihre Probleme stehen im Fokus der Betrachtung. „*Zu Hause, beim Baden, macht er (der Säugling Bobo – Protagonist der Erzählung) wieder eine Entdeckung: Außer Armen besitzt er Beine – zwei entlegene Landstriche. Aber vielleicht sind ja auch die Zudecke, das Kopfkissen, das ganze Bett ein Teil von Bobo.*“ (8, S. 94) Eine Entdeckung, die jedes Kind in seinem Leben macht. Doch wie viele Erwachsene messen dem die gleiche Bedeutung zu, wie es ein Kind tut?

2 Titel eines von Korczaks Werken, das er 1920 veröffentlichte.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 muss Korczak das „Dom Sierot“ für einige Zeit verlassen. Er wird als Feldarzt in der Nähe von Kiew stationiert. Seine Pflicht als Bürger des Russischen Reiches hält ihn jedoch nicht davon ab, an seinem pädagogischen Konzept weiterzuarbeiten. All seine freie Zeit widmet er dem Schreiben. Weihnachten 1915 hat Korczak die Gelegenheit, die Stadt Kiew zu besichtigen. Bei diesem Besuch macht er die Bekanntschaft von Maria Falska, die ein Heim des Polnischen Hilfskomitees für Kriegsoffer leitete. Sie lud Korczak zu einer Besichtigung ein. Es entstand eine für beide Seiten gewinnbringende Zusammenarbeit.

1918 kehrte Korczak mit einer Fülle von neuen Eindrücken und zahlreichen Beobachtungsdokumenten nach Warschau zurück. Eine seiner ersten Amtshandlungen in dieser Zeit war die Installation einer neuen Zeitungsrubrik im „*Wochenblatt des Dom Sierot*“ – „*Was in der Welt passiert*“. Die Kinder und das Personal sollten erfahren, was auf der politischen Bühne aufgeführt wurde. In einer für Kinder verständlichen, aber nicht beschönigenden oder verharmlosenden Sprache, berichtete Korczak über die Teilung Polens, den Ersten Weltkrieg und die Probleme beim Aufbau der Demokratie. Er erklärte, was Krieg und was Wahlen sind. Immer fand er Analogien aus dem Gemeinschaftsleben des „Dom Sierot“ wie z. B. Prügeleien als milde Form des Krieges, aber ohne Waffen. Die Kinder sollten wissen, was in der Welt um sie herum geschah. Nur so war es möglich, dass sie ein Bewusstsein dafür entwickelten, dass sie Teil der staatlichen Gemeinschaft sind. Nur so konnten sie lernen, dass sie das gleiche staatliche Mitbestimmungsrecht, wie die Erwachsenen verdienten. Nur so war es möglich zu erfahren warum Demokratie der Diktatur vorzuziehen ist.

Aus dem Leben mit und für die Kinder Warschaus heraus erhebt dieser würdevolle, stets in einen Anzug gekleidete Doktor seine Stimme für die Kinder dieser Welt. Für all diejenigen kleinen Seelen, deren Köpfe sich beschämt vor den Erwachsenen ducken, deren Atem im Angesicht der erhobenen Hand des Lehrers stockt, deren Lachen unter der Last der Sorgen verstummt. Für sie fordert Korczak 1918 die Magna Charta Libertatis als ein Grundgesetz für das Kind. Einen weiteren Weltkrieg, den Kalten Krieg und die Öffnung des Ostblocks braucht es, um die Weltpolitik von der Notwendigkeit dieser Institution zu überzeugen.³ Wie ein Mahnmal stehen die drei Grundgesetze dieses polnischen Gelehrten am Anfang eines langen Weges.

3 Erst 1989 verabschiedet die UN die Kinderrechtskonvention.

Das Recht des Kindes auf den Tod.

Das Recht des Kindes auf den heutigen Tag.

Das Recht des Kindes, das zu sein, was es ist. (8, S. 110)

1920 erscheint die Proklamation der Kinderrechte als eine von insgesamt vier Teilen seines Erziehungsmodelles. Unter dem Titel „*Wie liebt man ein Kind?*“ geht Korczaks Lehre in die Geschichte der Pädagogik ein. Sein Werk enthält nicht nur Forderungen im Sinne einer demokratischen Erziehung, sondern auch eine Dokumentation über das Werden eines Erziehers. Die vielen Alltagsberichte aus seinem Leben als pädagogischer Begleiter offenbaren dem Leser, wie wichtig es ist, neben der Haltung gegenüber dem Kind, die Haltung zu sich selbst und sein eigenes Tun ständig zu beobachten und immer wieder aufs Neue zu hinterfragen. Einer Mahnung gleich, zeichnet Korczak seinen eigenen Weg zur Erkenntnis nach und wird dabei nicht müde zu betonen, dass seine Erlebnisse mit seinen Kindern niemals als Stellvertreter für eine Verallgemeinerung über pädagogische Vorgehensweisen und kindliches Verhalten heranzuziehen sind. Was es braucht, um die Welt zu verstehen, hat jeder bei seiner Geburt mitbekommen. Augen, Ohren, Hände und Verstand. Möglicherweise macht die Ausstattung mit dem letzteren den entscheidenden Unterschied. Es ist nicht das Hightechlabor und nicht die Videotechnik, die einem verrät, was ein Kind zum Leben braucht. Es reicht ihnen zuzuschauen, ihnen zuzuhören, sie zu lieben, sie zu achten! Das ist es, was Korczak fordert.

Worauf sich zu stützen ist, sind die Erkenntnisse in den Bereichen der Entwicklungspsychologie und Physiologie. Auch in der körperlichen Reifung ist jedes Kind einzigartig und sollte deshalb nicht übermäßig pathologisiert werden.

Wann sollte ein Kind laufen und sprechen? Dann, wenn es läuft und spricht. Wann sollten die Zähnnchen durchbrechen? Eben dann, wenn die sich zeigen. Und das Kind sollte solange schlafen, bis es ausgeschlafen ist. Wir wissen doch, wann es gemeinhin eintritt. In jeder populärwissenschaftlichen Broschüre sind, aus dickleibigen Handbüchern übertragen, diese kleinen Wahrheiten enthalten, die für alle Kinder im allgemeinen gelten, für ein Kind jedoch sich gerade als falsch erweisen können [...] Selbst untadelige Ärzte müssen ihr Verhalten variieren: verständigen Eltern gegenüber sind sie Naturwissenschaftler, haben ihre Zweifel, Vermutungen, schwierigen Probleme und interessante Fragen; unvernünftigen Eltern treten sie als wortkarge Vorgesetzte entgegen: so und nicht anders, und genau nach dem Buchstaben muß es geschehen. (9, S.39 f.)

Um erkennen zu können, was und wann ein Kind etwas braucht, muss man es kennenlernen. Das ist das Anliegen, das Korczak mit diesem Buch verfolgt. Eltern sollen ihre Kinder kennenlernen. Gleichzeitig beruhigt er die nach Perfektionismus Strebenden.

Irrtümer müssen sein. Seien wir nicht ängstlich: das Kind selbst wird sie mit erstaunlicher Wachsamkeit korrigieren, wenn wir seine unschätzbaren Fähigkeiten und mächtigen Abwehrkräfte nicht schwächen [...] Es ist keine leere Phrase, wenn Phrase, wenn ich sage: zum Glück für die Menschheit können wir Kinder nicht dazu zwingen, erzieherischen Einflüssen und didaktischen Anschlägen auf ihren gesunden Menschenverstand und ihren Willen nachzugeben. (9, S. 40)

Als Richtlinie gibt er ihnen die drei oben genannten Grundgesetze an die Hand.

Ausgehend von dieser Grundlage entwickelte Korczak die demokratische Selbstverwaltung im „Dom Sierot“ weiter. 1919 kam außerdem ein zweites Heim hinzu, das unter seiner Leitung nach dem Vorbild des „Dom Sierot“ eingerichtet wurde. Das „Nasz Dom“ nahm sich der Fürsorge von Arbeiterkindern an und wurde von Maria Falska geführt, deren Bekanntschaft Korczak in Kiew gemacht hatte. Eine der wichtigsten Institutionen in den beiden Heimen wurde das Kameradschaftsgericht. Statt hierarchischer Strukturierung nach dem Recht des Stärkeren, sollten die Kinder Gleichberechtigung erfahren. Dabei fällt nicht der Erzieher das Urteil, sondern wechselnde Richter aus den Reihen der Kinder.

Das vorangestellte Motto des Gerichts lautet: ‚Wenn jemand etwas Böses getan hat, ist es am besten, ihm zu verzeihen.‘ [...] Das Gericht ist nicht die Gerechtigkeit, aber es soll nach Gerechtigkeit streben; das Gericht ist nicht die Wahrheit, aber es möchte die Wahrheit finden. (8, S. 136)

Zum Gericht gehören die öffentliche Anklagestelle, jede Woche fünf ausgeloste Richter, ein erwachsener Sekretär, ein Gesetzbuch mit 109 Paragraphen und die Gerichtszeitung.

Unterbrochen wird sein schöpferischer Enthusiasmus 1920 durch die anhaltenden Unruhen in Polen. Die Unabhängigkeit der neuen Nation ist noch nicht gesichert und fordert den Einsatz seiner Anhänger. Korczak stellt sein medizinisches Wissen und Können zur Verfügung und opfert seine eigene Gesundheit und, zumindest seinem Gefühl nach, das Leben seiner Mutter. Sie pflegt ihn,

als er sich in einem Hospital mit Flecktyphus angesteckt hatte. Während ihr Sohn die Krankheit überstand, starb Cecylia Goldszmit am 11. Februar 1920.

*Still, traurig, auf einer schwarzen Welle wiegt sich der Sarg.
Schwarzen Tau von Schwarzen Blumen trinken schwarze Schmetterlinge.
Nie wird ein Mensch ein Lied anstimmen; das Kind wird nicht mehr lächeln,
die letzte Glocke ist geborsten, alle Uhren auf der Welt sind stehen geblieben,
der letzte Turm ist zerfallen, gestern erlosch der letzte Stern – wem sollte er leuchten?* (3, S. 29 f.)

Zwischen 1923 und 1930 veröffentlicht Korczak zahlreiche Kinderbücher. Es scheint, als ob der Tod seiner Mutter ihm ein neues Bewusstsein für die eigene Kindheit verliehen hat. „König Hänschen I.“ und „Wenn ich wieder klein bin“ zeugen auch von einer tiefen Sehnsucht nach den längst vergangenen Kindertagen. Wie zur Ermahnung seiner selbst, betrachtet er in diesen Werken die Welt aus der Sicht eines Kinderkönigs und eines Lehrers, der durch einen Zauber wieder klein ist. Er erinnert sich an die Schönheit des Kindseins, aber auch an die Schrecken, die die Erwachsenen verbreiteten. Die natürliche Weisheit der Kinder steht jeweils im Gegensatz zur Beschränktheit und Starrsinnigkeit der Erwachsenen. Beide Hauptdarsteller kommen zu dem Schluss, dass die Welt von morgen nur besser werden kann, wenn man sie durch die Augen eines Kindes sieht. Durch diese Erzählungen findet Korczak zurück zu den Grundrechten des Kindes, die er 1918 niedergeschrieben hatte. Mit dem „Recht des Kindes auf Achtung“ pointiert er sein pädagogisches Werk und schließt den Kreis zu den aufklärerischen Idealen seiner Zeit. „Das Kind ist ein ebenso wertvoller Mensch, wie wir.“ (2, S. 417) und verdient deshalb die gleiche Achtung wie ein jeder Erwachsener. Sich dieses Recht zu erstreiten, für das eigene Recht frei und ohne Angst zu sprechen und die Augen vor dem Unrecht nicht niederzuschlagen, dazu ermuntert Korczak die Kinder, mit denen er sein Leben teilt.

Was in den Jahren ab 1933 in Europa geschieht, ist allseits bekannt. Die wirtschaftliche Lage spitzt sich zu. Das jüdische Volk gerät in die Maschinerie des Faschismus. Davon bleiben auch Korczak und seine Kinder nicht verschont. Sie alle sind Juden. 1934 und 1936 reist Korczak nach Palästina. Auf der Suche nach der Tradition seines Volkes verbringt er seine Zeit in Kibbutz – Siedlungen, spricht mit Kindern, Eltern, Bekannten und Freunden. Tief beeindruckt von den Bemühungen um ein multiethnisches, multireligiöses und intergenerationales, gleichberechtigtes Leben kehrt er mit neuer Hoffnung nach Warschau zurück. Nur wenig später erfährt er eine bittere Enttäuschung. Politisch motivierte Segregation bahnt sich ihren Weg in die

Köpfe der Menschen. Der soziale Druck führt schließlich zur Beendigung der Zusammenarbeit mit Maria Falska und damit zum Ende des „Nasz Dom“.

Die Schlinge zieht sich zu. Die Juden in Polen werden täglich weiter aus dem gesellschaftlichen Leben gedrängt. Auch Korczak bereitet das Heim seiner Kinder auf das Schlimmste vor. Schutzmaßnahmen, wie die Einrichtung eines Luftschutzkellers und die Einteilung von Wachtposten, werden getroffen. Den stärksten Schutz sieht Korczak jedoch nach wie vor im gesellschaftlichen Zusammenhalt. Und so konzentriert er sich wieder verstärkt auf die Reifung der geistigen Haltung seiner Kinder. Er versucht mit aller Kraft, so viel Normalität wie möglich aufrecht zu erhalten. All seine Bemühungen scheitern 1940, als seine kleine Gemeinschaft ins Warschauer Ghetto umziehen muss. Es folgen eine kurzzeitige Verhaftung wegen des Nichttragens der Armbinde und der erneute Umzug in das verkleinerte Ghetto.

Was zum Schluss bleibt, ist die unbändige Macht der Liebe, die die Bewohner des „Dom Sierot“ zusammenschweißt. Es ist das wache Auge für den Schmerz menschlicher Seelen und der nie abreißende Klang tröstender Worte. Es ist der ungebrochene Widerstand eines Satirikers, dessen einzige Angst es ist, nicht alles in seiner Macht Stehende getan zu haben.

Eine Gelegenheit gab es, in der Korczaks sein Leben hätte retten können. Auf dem Weg zum Zug erkannte ihn ein Soldat als den Autor eines seiner geliebten Kinderbücher. Der junge Mann bot ihm die Freiheit an. Ohne Zweifel hing Korczak am Leben. Er verteidigte es mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln. Doch noch über diesem Lebenswillen stehen Loyalität und Authentizität.

Ich bin ein Schmetterling. Trunken von Leben, von Jugend, weiß ich noch nicht, wohin ich mich wenden soll, aber euch werde ich nicht folgen. Ich werde dem Leben nicht erlauben, meine bunten Flügel zu stutzen, meinen Flug zu senken. Schon lange wollte ich vor euch meine Geheimnisse bekennen, doch ich fürchtete, ihr würdet nicht verstehen; ich bange schamvoll, ihr würdet mich auslachen. Oh, ihr Armen, wenn euch diese Beichte eines Schmetterlings nichts sagt. (1, S. 128)

Diese Worte schrieb Korczak als Jugendlicher und doch stehen sie stellvertretend für eine, für seine Lebenswelt. Und so zögert er 1942 nicht einen Moment, mit den Kindern des „Dom Sierot“, den Weg in den Tod zu gehen. Sie waren diejenigen, die ihn gelehrt hatten, sie waren diejenigen, die ihn zu dem gemacht hatten, was er war, ihnen hat er sein Leben zu verdanken und ohne sie hätte es dieses Leben nicht geben können.

Literatur

1. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 3, kommentiert von Friedhelm Beiner und Silvia Ungermann, Gütersloh 2000.
2. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 4, bearbeitet und kommentiert von Friedhelm Beiner und Silvia Ungermann, Gütersloh 1999.
3. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 5, bearbeitet von Erich Dauzenroth und Friedhelm Beiner, Gütersloh 1997.
4. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 6, bearbeitet und kommentiert von Erich Dauzenroth, Gütersloh 2000.
5. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 9, bearbeitet und kommentiert von Friedhelm Beiner, Gütersloh 2004.
6. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 10, bearbeitet und kommentiert von Friedhelm Beiner und Silvia Ungermann, Gütersloh 1999.
7. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 15, bearbeitet und kommentiert von Friedhelm Beiner, Gütersloh 2005.
8. *Korczak, Janusz*: Sämtliche Werke, Bd. 16, bearbeitet von Friedhelm Beiner, Gütersloh 2010.
9. *Korczak, Janusz*: *Wie man ein Kind lieben soll*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008.
10. *Korczak, Janusz*: *Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1992.
11. *Pelzer, Wolfgang*: *Janusz Korczak*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1987.

Abbildung

Abb.: Janusz Korczak, ca. 1930 [http://commons.wikimedia.org/wiki/Janusz_Korczak#mediaviewer/File:Janusz_Korczak.PNG] Abruf vom 22.2.2015.

Warum schreibe ich über Hilde Domin?

Henry Utech

Das erste Gedicht, das ich von Hilde Domin kannte, schrieb ich in den Ostseesand. Damals war ich siebzehn und fühlte mich allein in der Welt. Dass die Wellen diese zwei Zeilen sogleich wieder mit ins Meer nahmen, verlieh ihnen für mich nur noch mehr Tiefe. Fortan habe ich auch eigene Gedichte geschrieben, Hilde Domins Gedichte auswendig gelernt, ja, habe mit ihnen gelebt. Sie waren mir Trost und Heimat. Sie kamen, wann sie wollten und waren dann bei mir, wenn ich ganz alleine in mich lauschte.

Hilde Domin ist mir viele Jahre Weggefährtin gewesen. Meine Gedichte und ihre Gedichte, ihr Blick und mein Blick auf die Welt schienen sich oft zu kreuzen. Ich meinte, mich wiederzufinden in ihren Zeilen. Ich meinte, sie wiederzufinden in meinen Gedichten. An der Wand meines ersten WG-Zimmers schrieb ich das vielleicht kürzeste Gedicht von ihr in blauen Lettern: „Ich setzte meinen Fuß in die Luft und sie trug“. Ihre Worte waren meine Zuversicht. Gedichte sind eben mehr als nur Worte: Sie sind Hoffnung. Sie sind Spiegel. Sie sind Trost. Als ich aus der Wohnung auszog, ließ ich das Gedicht an der Wand zurück. Hilde Domin jedoch kam mit. Oft, wenn ich alleine war, zog ich das kleine, abgegriffene Bändchen mit all ihren Gedichten heraus, um Worte zu finden, die mein Leben besser beschrieben, als ich es je vermocht hätte.

Seit ein paar Monaten ist mir Hildes Lyrik aber mehr und mehr fremd geworden. Ihr Motiv der Heimatsuche, „das Heimweh nach einem Land, in dem ich niemals war“, spricht mich nicht mehr an, weil es nicht mehr meinem Lebensgefühl entspricht. Ich fühle mich angekommen und ich fühle mich zu Hause. Ich bin sehr dankbar, dass Hilde Domin mich viele Jahre begleitet hat, in denen es nicht so war. Diese biografische Skizze ist vielleicht letzter Ausdruck meiner verklingenden Liebe. Was könnte besser dazu passen, als jene zwei Zeilen, die ich damals in den Ostseesand schrieb und die die Wellen mitnahmen: *„Ich war hier. Ich gehe vorüber ohne Spur.“*

Hilde Domin – Ein lyrisches Leben als Suche nach einem Zuhause

„Ich habe Heimweh“ – statt einer Einleitung

„Den Satz: Die Sprache ist die äußerste Zuflucht hatte ich für mich dick unterstrichen“, schreibt die Lyrikerin Ulla Hahn in den Erinnerungen an die Lyrikerin Hilde Domin (6, S. 64) und führt weiter an: „Falsche Sprache macht obdachlos. Die rechten Worte gewähren Unterkunft“.

Auf den folgenden Seiten soll in einer biografischen Skizze an jene Feststellung angeknüpft werden. Hilde Domins Leben wird hierbei als ein Leben auf der Suche nach einem Zuhause beschrieben, das in den Wirren der Geschichte verloren geht und dann als ein ‚Leben im Wort‘ neu gefunden werden muss. Immer wieder, Vers um Vers, Gedicht für Gedicht: als ein gedankliches Zuhause, das dem Schicksal abgerungen werden musste, als ein Ort zwischen Himmel und Erde, der nach der Vertreibung nie mehr genau bestimmbar gewesen ist. So war Hilde Domins Leben immer auch ein Leben in Heimweh, wenngleich dabei nicht *feststand*, wo ihr Zuhause lag:

*Ich habe Heimweh nach einem Land
in dem ich niemals war,
wo alle Bäume und Blumen
mich kennen,
in das ich niemals geh
doch wo sich die Wolken
meiner
genau erinnern,
ein Fremder, der sich
in keinem Zuhause
ausweinen kann. (2, S. 56)*

Das Zuhause musste demnach mehr im Herzen liegen: im eigenen, wo die Erinnerung an die unsagbar schöne Kindheit nie erlosch und Kraft schenkte, 96 Jahre lang, und im anderen, wo auf Gegenliebe, Freundschaft und Verständnis gehofft werden konnte – so auch im Herzen ihres Ehemanns Erwin Walter Palm.

Wenn nun von Hilde Domin die Rede ist, dann kommt all das *zur Sprache*. Deshalb wird auf den folgenden Seiten vor allem die Dichterin selbst zu Wort kommen. Denn wer könnte wohl besser das fast hundertjährige Leben erzählen.

Ich, Hilde Domin, bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend wie jeder in diese Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde Spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus war voller Kokospalmen. Genauer, es waren elf Palmen. Alles männliche Palmen ohne Früchte. Meine Eltern waren tot, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter war wenige Wochen zuvor gestorben. Wie ich die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Äpfel, Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim in das Wort. (1, S. 21)

In der Dominikanischen Republik schrieb Hilde Domin 1951 mit 42 Jahren ihr erstes Gedicht – „die Geburtsstunde der Hilde Domin, der Dichterin, mit dem Namen einer Insel.“ (11, im Beiheft) Sie schrieb. Und lebte. Schrieb in einer ihrer autobiografischen Miniaturen aus dem Jahre 1962: „Ich richtete mir ein Zimmer ein in der Luft/unter den Akrobaten und Vögeln.‘ Von wo ich *unvertreibar* bin.“ (1, S. 22)

Geborgensein: Kindheit und Jugend

Im Sommer wurde sie geboren. An einem kühlen Tag, dem 27. Juli 1909 kam Hildegard Löwenstein als „zartes Baby“ (7, S. 18) in Köln in der Riehler Straße 23 zur Welt. Es war eine heile Welt. Die Familie war „gutbürgerlich“. Die Fürsorglichkeit und Hingabe der Eltern zeigt sich nicht zuletzt auch an Details wie dem feinsäuberlichen Tagebuch, das Paula Löwenstein über die ersten Entwicklungsschritte ihrer Tochter „Hille“ – wie sie im Kosename benannt wurde – führte. Dass die Kleine dennoch von einem Kindermädchen betreut wurde, war für großbürgerliche Verhältnisse der damaligen Zeit eher ein Zeichen der Fürsorge und gang und gäbe. Hilde Domin entkam den Krisen ihres Lebens „immer versehrter“, aber auch „immer heiler“. Das Elternhaus scheint dafür die Quelle gewesen zu sein: Hier fand sie Vertrauen (7, S. 18):

Irgendwann war ich zuhause und auch gut zuhause, davon lebe ich das Leben lang: Das war in Köln in der Riehler Straße, dort haben mich meine Eltern mit dem Vertrauen versorgt, dem Urvertrauen,

*das unzerstörbar scheint und aus dem ich die Kraft des Dennoch'
nehme. (11)*

In dieser Herkunft fand sie Werte, die ihr nicht zu nehmen waren und die ihr die Kraft gaben, die spätere Flucht und das Exil zu ertragen. Ein fester Schatz in ihrem Herzen, der sie vor den Untiefen des Lebens zwar nicht bewahrte, aber verhinderte, dass sie strandete. Und so erzählt noch die 95-jährige Lyrikerin im bewegenden Dokumentarfilm von Anna Ditges von der Offenheit im Elternhaus:

Das war eben eine sehr, sehr schöne Kindheit, weil man sagen konnte, was man dachte. Und mit mir diskutiert wurde. Ich hatte keine repressive Kindheit; im Gegenteil, ich durfte immer und ohne Angst die Wahrheit sagen. (11)

„Ausgebreitete Fittiche“ – die Mutter

Hilde Domin schreibt im Frühjahr 1932 an ihren späteren Mann Erwin Walter Palm, sie sei „unter den sorgsam ausgebreiteten Fittichen“ ihrer Mutter groß geworden. Diese hatte sich schnell mit ihrem Leben an der Seite ihres Mannes ohne eigene berufliche Ambitionen arrangiert und die Organisation der Familie in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt. Sie führte zu Hause das Regiment (7, S. 26). Dabei hatte sie weitreichenden Einfluss auf die Entwicklung ihrer Tochter: „Die Mutter hatte ein Temperament, das war des Bombenwerfens fähig“ (7, S. 22), und sie gab ihrem Kind mit auf den Weg, auch die Meinung zu äußern, selbst wenn diese dem Adressaten unangenehm sein mochte. In diesem klaren wie zärtlichen Ton der Fürsorge umgab Paula Löwenstein ihre Tochter „mit einer Zärtlichkeit, die [ihr] lebenslang eine schützende Hülle sein würde“ (7, S. 23):

[...]
*als umhüllten mich Tücher,
von lange her
aus sanftem Zuhause
von der Mutter gewoben. (2, S. 37)*

1 Dieses „Dennoch“ ist für Domin ein zentraler Begriff. In ihm liegt das ‚Ja‘ zum Leben selbst gegen alle Unwegsamkeit; in ihm liegt auch das fortwährende lebenslange Widerwort. In einer Rede zur Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 1979 sagte Domin darauf bezogen: „Ich bin als Mensch des Dennoch bekannt, einer der gegen den Strom schwimmt, der sich vor fahrende Züge wirft, als könne er sie aufhalten, und der es im Ernst schwer findet sich nicht zwischen die Stühle zu setzen.“ (1, S. 32)

Ein Kompass – der Vater

Eugen Löwenstein, ein wohlsituerter Anwalt, der „Demokrat und Idealist war“ (1, S. 32), ließ seiner Tochter alle Freiheit, um zu einem eigenständigen und mündigen Menschen zu werden. Und er war ein großes Vorbild: Als Anwalt hätte er nie eine Sache angenommen, „die vor meinen Kinderaugen nicht bestanden hätte“, dessen ist sich Hilde Domin „sicher“. (1, S. 33) Mit ihrem Vater verband Hilde Domin das offene Gespräch. Sie konnte mit ihm über ‚alles‘ reden. Manchmal trafen sie sich nach der Schule an einer Ecke und gingen gemeinsam nach Hause. Ihm durfte sie immer und ohne Angst die Wahrheit sagen.

Mein Vater zwang mich zu nichts. Ich musste nicht mit ihm spazieren gehen, ich durfte es. Ich durfte schwimmen gehen, ich durfte mit ihm ins Gericht, ich durfte mit ihm ins Theater. (7, S. 29) Man sieht daraus schon, was für eine Kindheit ich hatte. Sie scheint fast abenteuerlich als Vorbereitung für ein Leben wie das meine. Ich durfte, was ich wollte, und man hielt mir, so gut es ging, die Hand unter oder auch über und beschützte mich. (1, S. 12)

Der Vater war der Kompass des kindlichen Lebens: „Mein Vater war das Selbstverständliche. [...] Es gab feste Routinen, die er bestimmte.“ (1, S. 16). Der Vater schuf die häuslichen Strukturen, die Mutter gestaltete diese Welt und Hilde und ihr Bruder² lebten darin unbekümmert und froh. Diese Zusammenfassung ist keinesfalls Übertreibung. Die Kindheitswelt Hilde Domin war heil. Hier fand sie ein Zuhause. „Das Elternhaus vermittelte familiäre Geborgenheit.“ (7, S. 28) Diese Geborgenheit gestaltete sich aber nicht nur aus festen Regeln, Strukturen und Ritualen, sondern bestand ebenso aus einer Freiheit, die den Kindern im Spiel gewährt wurde. So musste Hilde zwar den Klavierunterricht als einen festen bürgerlichen Brauch über sich ergehen lassen, andererseits war es den Kindern gestattet, ganz unkonventionell einfach nur zu spielen: „Mit ihren Schaukelpferden durften die Geschwister die langen Flure entlang galoppieren, auf ihnen

2 Hilde Domin hatte einen drei Jahre jüngeren Bruder: Hans Löwenstein. Das Verhältnis schien von Anfang an schwierig, stand doch der kleine Bruder immer im Schatten seiner an „Scharfsinn, Wissbegierde und origineller Lebensfreude“ überlegenen Schwester. (7, S. 27) Auch aus Sicht der Lyrikerin selbst spielte ihr Bruder keine entscheidende Rolle: „Mein Bruder war nie dabei“ (1, S. 12), was sich auf das Leben selbst wie auf die Erinnerung daran bezog. Zwischen 1931 und 1954 hatten sich die beiden Geschwister gar nicht gesehen. Sie wurden nicht nur durch ihre unterschiedlichen Wesen, sondern nun auch durch die Exilzeit getrennt.

donnerten sie gegen die schweren Jugendstilmöbel, an trüben Herbsttagen funktionierten sie den großen Esstisch kurzerhand zum Ping-Pong-Tisch um.“ (7, S. 31)

Das Lesen

Eine tragende Kindheitserinnerung ist, dass Hilde Domin „schon immer“ ein Mensch gewesen ist, der „viel gelesen hat“. (11) Die Familie war wegen ihres Wohlstands mit einer „herrschaftlichen“ Bibliothek ausgestattet, zu der schon die kleine Hilde immer Zugang finden konnte. Zur Geborgenheit ihrer Kindheit gehörte „auch nachts im Bett, unter der Decke mit der Taschenlampe“ zu lesen, „damit die Eltern nicht sahen, wie spät ich noch las [...]“. (ebd.) Und so erinnert sich Domin im Interview mit Anne Ditges weiter an eine witzige Begebenheit, dass ihr „irgendwelche Tanten“ Geld gegeben hätten und sie das Geld teilte: eine Hälfte für Goethe-Ausgaben, die andere Hälfte, um für den Kauf eines Hundes – eines Pekinesen namens „King Charles“ – zu sparen. „Das waren die beiden Sachen, die ich am meisten gewollt habe.“ (ebd.) Als sie dann 1932 auswanderte, musste sie den Hund zurücklassen.

Jüdisch sein – eine leere Identität

Die Familie gehörte zur Gruppe jener Juden, die sich, wie man so schön sagte, assimiliert hatten. „Man feierte Weihnachten und suchte an Ostern Ostereier. Doch die Familie Löwenstein ließ sich nicht taufen und beschäftigte als Urlaubsvertretung in ihrer Kanzlei vorwiegend jüdische Kollegen.“ (7, S. 24) Auch jüdische Redewendungen und Wörter fanden Eingang in den Wortschatz der Familie.

Hilde Domin lebte von Kindheitstagen an in einem Spannungsverhältnis zu ihrer jüdischen Herkunft. Eine Schlüsselszene war der Besuch des katholischen Gottesdienstes mit ihrem Kindermädchen: „Ich erfuhr, dass Judas oder die Juden [...] Jesus verraten hatten. Das war ein furchtbarer Schmerz für mich, eine unakzeptable Mitteilung. Schreiend stand ich auf und lief, laut heulend, [...] den Mittelgang hinaus aus der Kirche.“ (1, S. 161) „Von diesem Angstpol her weht[e] dauernd der kalte Wind der Furcht und des Misstrauens“, wenn man Hilde auf ihr Judentum ansprach.“ (7, S. 27) Das Judentum war ihr dabei nie Heimat. Das Stigma, welches sie durch den Rassenwahn der Nazidiktatur auferlegt bekam, war keines, womit sie sich hätte identifizieren können: Denn sie empfand sich „weitaus mehr als Deutsche“ (5, S. 50) denn als Jüdin. „Ein solcher Mensch hat die Schwierigkeit, sich wiederzuerkennen“ und diese „spezifische Brandmarkung“ anzunehmen, da er „keinerlei ausgesprochenen Zugehörigkeit zu der ethischen Gruppe empfunden hat, als deren Mitglied er plötzlich verfolgt und vor die Tür gesetzt und aller Rechte beraubt ist.“ (5, S. 51)

Vertriebensein: Rom, London und die Dominikanische Republik

Außer dem Gehen kommt in meinen Gedichten [...] vielleicht nichts so viel vor wie das Wohnen oder Wohnen dürfen. Bleiben dürfen. Die meisten Wohnungen in meinem Leben waren Fluchtwohnungen, Zufluchtwohnungen, oder verwandelten sich plötzlich, aus scheinbar ganz normalen Behausungen. Das steckt einem in den Knochen ein Leben lang. (1, S. 71).

Die Kindheit war alles, was das weitere Leben – vor allem die Jugendjahre und die Zeit, in der man gründet, pflanzt und Wurzeln schlägt, – nicht mehr sein konnte. Erst war noch alles schnurgerade verlaufen, geborgen wie eh und je: das Jurastudium in Nachfolge ihres verehrten Vaters, das sie bald gegen eines der Nationalökonomie, Soziologie und Philosophie tauschte. Hier in Heidelberg hörte sie die ‚Großen‘ dieser Tage, in deren Worten sich wie in den Augen von Auguren schon das andeutete, was Hilde Domin als Heimsuchung des Schicksals widerfahren würde: ‚Im Scheitern kommt der Mensch zu sich selbst‘ (Karl Jaspers). Hilde Domin war Heidelberg für immer inständig verbunden, weil sie hier weggehen musste und hierher zurückkehren durfte, dazwischen jedoch lag eine fast 25-jährige Odyssee – eine ewige Flucht über viele Stationen.

Im Oktober 1932 wandert Hilde Domin mit ihrem Freund und späteren Ehemann Erwin Walter Palm, einem Studenten der klassischen Archäologie und Philologie nach Rom aus, wo sie 1936 heirateten. Den Entschluss zur gemeinsamen Emigration³ in die ‚Ewige Stadt‘ fasst Hilde, das Ziel ihres Exils bestimmte Erwin, obwohl das Italien Mussolinis für die beiden Demokraten, vor allem für die Sozialdemokratin Domin, unglücklich gewählt schien, Erwin jedoch hier sein berufliches Vorankommen am besten gewährleistet sah.

„Wen es trifft“ – das Exil als Lebenstrauma

In ihrem Aufsatz „Exilerfahrungen“ von 1969 beschrieb Hilde Domin das Exil demgemäß: „Es handelt sich um das Herausnehmen eines Menschen aus dem normalen Kontext seines Lebens, und zwar ein gewaltsames, unfreiwilliges Herausnehmen.“ (5, S. 49) Die ‚Exekution‘ des normalen Lebens, das Verlassen

3 Auch Hilde Domin's Eltern verlassen ein Jahr später (1933) Deutschland, weil nach Hitlers Machtergreifung jüdischen Juristen die Arbeit untersagt wird und sie andere Repressalien zu befürchten haben.

all dessen, was einem lieb und gewohnt, sicher und beständig schien, wird in dem Gedicht „Wen es trifft“ (2, S. 38, 221, 275⁴) veranschaulicht:

*Wen es trifft,
der wird aufgehoben
wie von einem riesigen Kran
und abgesetzt
wo nichts mehr gilt,
wo keine Straße
von Gestern nach Morgen führt.
[...]
Er wird durch die feinsten
Siebe des Schmerzes gepresst
Und durch die unbarmherzigen
Tücher geseiht
Die nichts durchlassen
Und auf denen das letzte Korn
Selbstgefühl
zurückbleibt [...]*

Ilka Scheidgen schreibt dazu: „Exil ist die Aufhebung aller Freiwilligkeit.“ (5, S. 50) Mit der Ausreise aus Deutschland und dem über zwanzig Jahre währenden Herumirren in der Welt war „alle Selbstverständlichkeit verloren, die Gegenwart bedroht und die Zukunft ungewiss“. Nelly Sachs – eine weitere jüdische Dichterin mit ähnlichem Schicksal – drückte es drastischer aus: „An uns übt Gott zerbrechen“. Zerbrochen war nun endgültig die heile Welt der Kindheitstage. Vielleicht barg Domin einen Rest davon in ihrem Herzen. Aber wie lange würde sie den Schatz der fernen, schönen Tage bewahren können? „Der Mensch, der im Exil lebt, muss ständig die äußere Heimatlosigkeit erleiden und die innere Heimatlosigkeit bekämpfen.“ (5, S. 51) In einem Interview mit Ilka Scheidgen postuliert Hilde Domin deshalb den durch ihr eignes Leben verinnerlichten Satz von Else Lasker Schüler: „Nur Ewigkeit ist kein Exil“⁵.

4 Dreimal hat sie es während ihres langen dichterischen Schaffens bearbeitet und verändert. Es ist ein diffuses, sehr detailreiches und langes ‚Sprachgemälde‘ der Vertreibung.

5 An dieser Stelle des Interviews wird Hilde Domin mit dem Satz Heinrich Bölls konfrontiert: „Der Mensch ist ja ein Gottesbeweis. Ich meine die Tatsache, dass wir eigentlich alle wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, dass wir hier auf der Erde nicht zu Hause sind, nicht ganz zu Hause. Dass wir also woanders hingehören und von woanders kommen“.

Domin fasst das Leben selbst als Exil, wenn sie sagt: „exilium vita est“ und anfügt, das Exil sei nur die „Extremerfahrung der conditio humana“. (5, ebd.)

Das ‚Leben-müssen‘ auf der Insel: die Zeit in der Dominikanischen Republik

Nachdem die beiden Diktaturen, Deutschland und Italien, paktierten, muss das junge Paar nach England fliehen⁶. Hier verleben sie nur ein gutes Jahr ihres aufgewühlten Lebens (Februar 1939–Juni 1940), bevor sie in ihr drittes Asylland aufbrechen: die Dominikanische Republik. Dabei war das Fortgehen aus England keinesfalls beabsichtigt. „Hilde und Erwin Palm wollten, wenn sie schon Deutschland hatten verlassen müssen, nie aus Europa weggehen.“ (5, S. 55) Doch sie müssen, weil die Repressionen, als Spitzel verdächtigt, mit zunehmender Kriegsdauer zunahmen.⁷ Auf der fernen Karibikinsel, der „Zufluchtsinsel“, werden sie fast 14 Jahre wider Willen leben (1940–1954).

In ihrem Aufsatz⁸ „Meine Wohnungen – „Mis moradas“⁹ von 1973 beschreibt Domin retrospektiv sehr anschaulich ihr Leben in Etappen. (1, S. 71–139) Eine wesentliche Station ihrer Fluchtreise war Santo Domingo (die Hauptstadt). Von hier hatte sie ihren Namen. Dieser Ort war nie Heimat geworden; das wurden die Gedichte – notgedrungen – aber Santo Domingo war der Knotenpunkt ihres Lebens, wo sich Ende und Neuanfang bündelten. „Der Tod ihrer Mutter und das plötzliche Schreiben stehen genau dafür.“ (2, S. 141)

*Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.* (2, S. 61)

6 Hier in England konnte sie nach sieben Jahren zum ersten Mal ihre Eltern wiedersehen, die ebenfalls hierher emigriert waren (vgl. 5, S. 52).

7 Am Tag ihrer Abreise sieht Hilde Domin ihre Eltern das letzte Mal. Der Vater muss, bis die Ausreise der Eltern nach Amerika bewilligt ist, in ein Lager. Hier verschlechtert sich sein Gesundheitszustand dramatisch, da er auch bei schlechtem Wetter draußen schlafen muss; als die Eltern dann nach Amerika ausreisen, lebt der Vater noch ein gutes Jahr, bevor er in einem New Yorker Krankenhaus stirbt.

8 Der Aufsatz gliedert sich in fünf Kapitel: I. Das Elternhaus in Köln, II. Rom, III. London, IV. Santo Domingo, V. Heidelberg.

9 Genau übersetzt bedeutet dieser Begriff „meine Aufenthalte, meine Stationen“ (vgl. 1, S. 71).

Sie wohnten paradisisch auf dieser entlegenen Insel: „Das Karibische Meer war damals gleich hinter unserem Haus [...]. Ich konnte im Badeanzug aus der Küchentür“, erinnert sich Domin zwanzig Jahre später. (1, S. 96) Man aß Schildkröten wie Hühner, hinter der Küche wuchsen Kakteen, rotblühende Robinien, rund herum ums Haus meterhoch Steppengras. Manchmal war Hilde Domin „allein mit Pelikanen schwimmen“, die über sie hinwegflogen „morgens nach Osten, abends nach Westen“. Und dann und wann warnten die Nachbarn „Señora, und der Haifisch?“ (ebd.) Wenn man die Erinnerungen liest, dann mutet das Leben an wie im Traumland. Doch es war kein Traum und es war auch kein Garten Eden. Das Leben war hart und oft an der Grenze zur Hoffnungslosigkeit. Vieles war paradox und die Umgebung ließ Domin nie zur inneren Ruhe kommen: „Wir liebten das Land, in dem wir gefangen waren, was die Unbehaglichkeit nie verliert. Wir verzweifelten dauernd.“ (1, S. 100) In der Dominikanischen Republik herrschte ebenfalls ein Diktator: Trujillo Molina. So war das junge Paar vor der sich anbahnenden Zwangsherrschaft Hitlers in den Faschismus Mussolinis geflohen und vom Totalitarismus des Italieners in das Land einer weiteren Willkürherrschaft eines Massenmörders, der unzählige Haitianer ermordete, dem aber viele Exilanten – welche Ironie – ihr Leben verdankten:

Er nahm sie auf, um sein Land aufzuweißen, ohne Ansehen ihres politischen Glaubens oder der Religion und ‚Rasse‘, [...] Verfolgte Hitlers aus Deutschland, Österreich und den reihum besetzten Ländern. Er ließ sie aussteigen. Und das war damals viel. Wer zurückfahren mußte [sic!], wurde zu Hause umgebracht. Oder konnte nirgends landen¹⁰ und fuhr von Hafen zu Hafen, bis das Schiff versenkt wurde. (1, S. 99)

Und so fasst Domin trocken zusammen: „Man konnte dem Diktator nicht dankbar sein, man konnte ihm nicht nicht dankbar sein, er war ein furchterregender Lebensretter.“ (1, S. 99) Die Dominikanische Republik war zu dieser Zeit fast das einzige Land, das jüdische Flüchtlinge aufnahm. Domin schreibt in ihren Erinnerungen, das Haus in der Dominikanischen Republik sei „eine Zuflucht am Rande, wo man nicht weiter weglaufen kann“, gewesen. „So weit ist man schon gelaufen“ und man wartet ab, „ob man weiterleben darf. Ob die Welt wieder aufgeht.“ (ebd.) Das Leben changierte zwischen Normalität und Fremdheit. Die finanzielle Lage blieb angespannt, alles erschien als provisorisch. Beruf-

10 Dieses Gefühl nirgends landen zu können hat Domin in ihrem Gedicht „Graue Zeiten“ (2, S. 160) auf den Punkt gebracht: „Menschen wie wir/fuhren auf Schiffen hin und her/und konnten nirgends landen/Menschen wie wir/durften nicht bleiben und konnten nicht gehen/Menschen wie wir/standen an fremden Küsten/um Verzeihung bittend, daß es uns gab. (vgl. 5, S. 58)

lich bewegt sie sich¹¹ – wie schon in Italien – auf zwei Gleisen. Keines davon ist ihr eigenes. Die Wiedergeburt als Dichterin stand noch aus: Zum einen macht sie eine Ausbildung zur Photographin für Architekturphotographie, zum anderen wirkt sie seit 1948 als Dozentin für Deutsch an der Universität von Santo Domingo. Außerdem hilft sie ihrem Mann, wo es nur geht: „Auch hier stellte sie ihre eigenen Pläne zurück [...]. Ohne ihre tatkräftige Hilfe hätte er seinen Beruf gar nicht in dem Maße ausüben können. Hilde Palm tippte alle seine Manuskripte“ (5, S. 63), korrigierte und übersetzte. Kurzum: sie war seine Sekretärin. Gegen die Vereinsamung schützten sie neben ihrer Erwerbstätigkeit auch Kontakte zu dominikanischen und spanischen Intellektuellen.

Das Schreiben als zweite Geburt

In der Ferne findet sie kein Zuhause. Es bleibt ein Ort der Fremde. Aber sie findet eine neue Heimat: Es ist nicht mehr die Riehler Straße 23 in Köln, wo sie eine übergläckliche Kindheit verbrachte, sondern es sind die Worte, in denen sie sich plötzlich eine neue Existenz begründet, als sie mit 42 Jahren zu schreiben beginnt. Hilde Domin hat „den Moment ihrer schriftstellerischen Selbstwerdung wiederholt als ihre ‚zweite Geburt‘ bezeichnet.“ (9, S. 40)

Im Jahr 1951 geriet ihr Leben in doppelter Hinsicht aus den Fugen: zum einen starb ihre aus dem Exil zurückgekehrte Mutter im fernen Deutschland sehr plötzlich an den Folgen einer eventuell selbst herbeigeführten Unterzuckerung, zum anderen befand sich das Ehepaar Palm in einer Krise. Schon die Vorstellungen, die Mutter sei freiwillig gestorben, „stürzte Domin in eine Verzweiflung, die sie an den Rand des Selbstmordes brachte.“ (ebd.) Das Ehezerwürfnis jedoch, welches sich aus Briefen dieser Zeit nachweisen lässt, stellte ebenso eine erhebliche Ursache für die schweren Depressionen dar, die Hilde Domin zur Dichterin werden ließen. Erwin Walter Palm hatte auf einer seiner Dienstreisen eine Affäre mit einer kubanischen Millionärin begonnen, weswegen er die Trennung von seiner Frau erwog. Darüber hinaus wurde Domin im Jahr 1952 schwanger und erlitt eine Fehlgeburt, die sie auf Palms rücksichtsloses Verhalten zurückführte. In dieser Zeit muss sie zum ersten Mal an den gedanklichen Punkt geraten sein, die Rollenverteilung in der Ehe zu hinterfragen und zu begreifen, wie benachteiligt sie die letzten Jahre gewesen war. So nennt sie sich selbst in einem Brief an Palms Studienfreund „dominikanisches Aschenbrödel“ und konstatiert: „Zu viel Selbstlosigkeit ist direkt eine Sünde an beiden.“ (3,

11 Ihr Mann nahm einige Monate nach ihrer Ankunft eine Professur an der Universität von Santo Domingo an.

S. 164) Doch sie fügt im Postskriptum zu den Briefen aus diesem „ganz aufgeregten Jahres“ halb hoffnungsvoll auch ein ‚Dennoch‘ an: „[I]n mir sind allerlei Riegel gesprungen, wenn ich gut davonkomme [...] so habe ich Wesentliches gewonnen [...], unter anderem habe ich begonnen zu dichten.“ (ebd.)

In diesem Jahr geschah die wundersame Metamorphose von der abhängigen Sekretärin zur eigenständigen Lyrikerin – einer Lyrikerin, die bald zu den prägendsten literarischen Persönlichkeiten der deutschen Sprache im 20. Jahrhundert gehören würde. Von nun an befand sie sich in einem wahren ‚Schreibstrom‘: „Ich schrieb weiter Gedichte. Ich war ein Sterbender, der gegen das Sterben anscrieb. Solange ich schrieb, lebte ich.“ (1, S. 177) Das war die einfache Losung dieser Tage. Sie schrieb, um das „unerhörte Fremdgefühl“ zu überwinden, „ohne daß man stürbe oder sich umbrächte.“ (ebd.) An dieser Stelle soll die Dichterin selbst länger zu Wort kommen. Denn nur sie kann diesen Wendepunkt ihres Lebens anschaulich beschreiben. Eingeleitet wird jener Abschnitt des 1971 geschriebenen Aufsatzes mit der Frage an sich selbst: „Warum ich schreibe.“ (1, S. 176) Schon in der Überschrift steht die tautologische Antwort: „Ich schreibe, weil ich schreibe“. Es ist etwas ganz Natürliches. Es ist sozusagen etwas, dass nicht selbst entschieden worden ist. Mehr ein Schicksal, ja, eine Fügung.

Das war nicht vorgesehen. Es hätte nie passieren brauchen. Man lebt nicht alle Leben, die man leben könnte. Es passierte. Nichts lässt sich je rückgängig machen. Es ist mein zweites Leben, alle lächeln, wenn sie es hören [...], wenn sie meine Photos [sic!] sehen, werden sie sofort ernst. Weil ich zwei Menschen bin. Der vorher, und der seitdem. Ich hatte mir nichts vorgenommen, es passierte, wie wenn einer überfahren wird. Oder wie Liebe. Man handelt nicht, es passiert. (ebd.)

Auch der Konflikt und die ‚Abnabelung‘ von ihrem Mann werden an dieser Stelle sehr deutlich:

‚Ich habe ein Gedicht geschrieben‘, sagte ich zu ihm. Morgens viel leicht. Vermutlich morgens. ‚Du schreibst keine Gedichte‘, sagte er missbilligend. ‚Bis gestern‘, sagte ich vorsichtig. ‚Wie wenn die Katze plötzlich zu reden begänne‘, sagte er. ‚So leicht ist das also‘, sagte er, als er nach vielem Sträuben es sich angesehen hatte. ‚Wieso‘, sagte ich. ‚Was ist leicht‘. ‚Gedichte schreiben‘, sagte er. ‚Du hast es nie getan. Es ist ein Gedicht‘. Damit knallte er die Tür hinter sich zu. Als ich die Tür knallen hörte, wusste ich, dass es ein Gedicht war. (ebd.)

So barsch die Reaktionen ihres Mannes auch zu Beginn waren, aus späteren Briefwechseln geht hervor, dass er den neuen Weg seiner Frau akzeptierte, wenn nicht sogar unterstützte. Denn auch er konnte unschwer erkennen, dass ihre Gedichte von hoher Güte waren. So können wir in einem Brief aus dem August 1952 lesen: „Hab Dank für deinen Brief und das Gedicht. Es ist gut² – im Gegensatz zu deiner Meinung – und hat mir sehr gefallen.“ (3, S. 359) Auch konnte Erwin nicht mehr daran vorbeischaun, dass seine Frau plötzlich zu einer Lyrikerin geworden war: „Mon petit: es ist nicht mehr zu ändern: Du bist ein Dichter geworden [...] Von jetzt an, Sternlein, die eigene Bahn.“ (ebd.)

Das Schreiben als Aufhebung des Vertriebenseins

Mit der „zweiten Geburt“ als Dichterin umschrieb Domin die Aufhebung des Vertriebenseins: „Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete [...], da stand ich auf und ging *heim* ins Wort [...], von wo ich unvertreibbar bin. Das Wort war das deutsche Wort.“ (1, S. 20) Ihre wenige Jahre danach erfolgende Rückkehr nach Deutschland (im Winter 1954) nahm sie so schon vorweg. Vera Viehöver schreibt dazu in ihrer Biografie über Hilde Domin: „Lange bevor die Dichterin im physischen Sinne wieder nach Deutschland zurückkehrte, vollzog sich der Übergang in die neue Existenzform des Schreibens die ‚Heimkehr‘ in die deutsche Sprache.“ (9, S. 70) In ihrem ersten Gedicht aus der 1959 erschienenen Veröffentlichung „Nur eine Rose als Stütze“ wird dieses Heimkehrmotiv schon auf den ersten Blick deutlich:

*Man muss weggehen können
und doch sein wie ein Baum:
als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft und wir ständen fest.
Man muss den Atem anhalten,
bis der Wind nachläßt
und die fremde Luft um uns zu kreisen beginnt,
bis das Spiel von Licht und Schatten,
von Grün und Blau,
die alten Muster zeigt
und wir zuhause sind,
wo es auch sei,
und niedersitzen können und uns anlehnen,
als sei es an das Grab
unserer Mutter. (2, S. 10)*

12 Im Original unterstrichen.

Das Spannungsverhältnis zwischen Bleiben und Gehen, zwischen Vertreibung und Heimat spannt die lyrische Welt in die Realität Domins. Das Zuhause-Sein ist das Ziel, „wo es auch sei“. Das Zuhause in der Riehler Straße 23 in Köln, die Eltern, der Bruder, das vertraute Deutschland vor dem Krieg – all das ist für immer verloren, unumstößlich ‚dahin‘, und so nur noch ein inneres, ein immaterielles Zuhause möglich, das sich in den Buchstaben der Gedichte offenbart. So erkämpfte sich Hilde Domin mit dem Stift das Verlorene in anderer Weise zurück: Zwischen Herbst 1951 und Herbst 1953 schrieb sie „sehr rasch hintereinander“ (1, S. 25) 150 Gedichte. Noch schreibt sie aber ganz für sich allein.

Zurück sein: Neuanfang und das Ringen um Heimat

Im Winter 1954, der in der Karibik kein Winter ist, packen die Palms ihre mehr als 10.000 Bücher in Zinkkisten und kehren zurück in die Kälte Deutschlands. Nach mehr als zwanzig Jahren betritt Hilde Domin den Boden ihrer Heimat und bleibt trotzdem heimatlos: Es folgen sieben Jahre in möblierten Zimmern und ein ‚Leben aus Koffern‘. Sie reist gleich zu Beginn ihrer Rückkehr durch die Bundesrepublik. Noch hat sie überhaupt keinen Wunsch zu publizieren, und auch das Schreiben hat sich wieder ‚gelegt‘. Erst im Jahr 1957 nimmt sie literarische Kontakte auf. Es folgen erste Veröffentlichungen in den Zeitschriften ‚Akzente‘ und ‚Neue Rundschau‘, worauf auch der S. Fischer Verlag anbietet, einen Gedichtband zu drucken. Nun beginnt die öffentliche Karriere Hilde Domins: Kontinuierlich veröffentlicht sie Lyrik, Prosa, Essays in Zeitschriften und Zeitungen. Es kehren Ruhe und Struktur in ihr Leben ein, auch wenn es eine sprechende Ruhe und eine bewegte Struktur ist. Endlich, nach fast dreißig Jahren, bezieht sie gemeinsam mit ihrem Mann hoch über Heidelberg eine eigene Wohnung, in der sie auch ein liches, großräumiges Arbeitszimmer findet. Die vielen tausend Bücher haben nach jahrelanger Odyssee wieder einen Ort und auch die Dichterin wird hier *heimisch*. Wieder ‚landet‘ sie in Heidelberg. Ein Kreis schließt sich. Über vierzig Jahre wird sie hier noch leben. Man könnte sagen, das Leben „der Domin“ war gerahmt von Heimat und Zuhause – mittendrin jedoch die Vertreibung und das Umherirren. Und

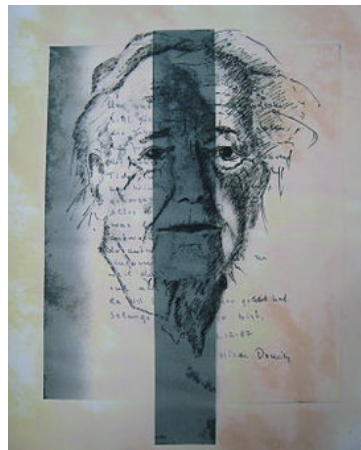


Abb. 1: Text-Bild-Collage von Ursula Stock

auch wenn das Exil nicht einmal ein Drittel des gesamten Lebens ausgemacht hat, so war diese Zeit wohl die prägendste Zeit. Die feste Kindheit und das überschaubare Leben in Heidelberg waren demnach nur das Ufer, von dem sie, literarisch gesehen, immer wieder hinaus auf das brausende Meer der Vertreibung und des Traumas schaute. Und darüber und deshalb schrieb. Sukzessive veröffentlicht sie nun vierzig Jahre lang (1959–1999) Lyrik.

Einsam sein – (ohne) Eltern und ohne Mann

„Sie sehen, wir haben ein paar Bücher“ (11), sagt die Dichterin beiläufig zur Dokumentarfilmerin, als sie an der dunklen Bücherwand vorbeiläuft. Auch 18 Jahre nach dem Tod ihres Mannes denkt sich Hilde Domin in einem ‚Wir‘. An der Klingel des Hauses stehen weiterhin beide Namen. Hilde Domin – Erwin Walter Palm. Sie über dem seinen. Sonst, vor allem am Anfang ihres gemeinsamen Lebens, war sie diejenige, die sich den Interessen ihres Mannes unterstellte¹³. Erwin hatte seit der Ankunft in Santo Domingo steil und gradlinig Karriere gemacht: Er hatte sich damals als einer der Ersten in Lateinamerika mit spanischen Baudenkmalern der Kolonialzeit zu befassen begonnen, konnte, weil er feststellte, dass diese Bauwerke dem alten römischen Haustyp des Atriumhauses entsprachen, bei seinen römischen Studien anknüpfen. In den Jahren auf der Karibikinsel bekam er nicht nur eine Professur, sondern auch Gelegenheit, Ergebnisse in ganz Südamerika und später in den Vereinigten Staaten vorzustellen. Letzten Endes hatte er 1960 durch diese exilbedingte Reputation einen eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg erhalten. (5, S. 62) Erwins Porträt steht noch immer auf einem kleinen Tischchen, daneben ein paar gelbe Rosen, dahinter die riesige Bücherwand. Neben dem Foto ihres Mannes stehen die Bilder der Eltern: die Mutter mit einem runden, freundlichen Gesicht, der Vater über ein großes Buch gebeugt in Lesehaltung. „Das sind die mir nächsten Menschen“ (11), sagt die alte Frau mit einem Brötchen in der Hand. Alle sind schon lange gestorben. Kinder hatte das Paar nicht. Auch Einsamkeit ist ein Motiv ihres Lebens. Gerade jetzt im hohen Alter. In dem Film von Anne Ditges sehen wir die alte Dame in ihrer „verzweiferten Suche nach dem Grab ihres Mannes“. (ebd.) Hier kommt die „ganze Hilflosigkeit und Verlorenheit des Alters“ (ebd.) zum Ausdruck. „An Silvester, auf der Schwelle zu ihrem letzten Lebensjahr,

13 Schon 1935 nach ihrer Dissertation schlägt Domin eine wissenschaftliche Laufbahn aus und arbeitet an den Studien ihres Mannes mit. Bis 1960, mit der Berufung Palms an die Universität Heidelberg, machen die „immer weiter erschwerenden Umstände des Exils“ die Mitarbeit notwendig. (vgl. 1, S. 345) Zur Unterstützung gehören auch Übersetzungsarbeiten aus vier Sprachen sowie Sprachunterricht.

erreichen die Telefonanrufe der Dichterin niemanden mehr: Die Nummern in ihrem Adressbuch gehören zu Menschen, die sie längst überlebt hat.“ (ebd.)

Die Eltern waren lebensbegleitende Gestalten, die auch nach dem Tode prägend und behütend im Innersten weiterlebten. Schon früh und bis in die letzten Tage ihres Lebens waren Domin die Herkunft, das Elternhaus, Mutter und Vater von äußerster Bedeutsamkeit, waren sie Bezugsgrößen einer Selbstbestimmung:

Irgendwann – ich war noch sehr klein – ängstigte ich mich, ob ich vielleicht ein adoptiertes Kind sei, und stellte mit großer Beruhigung fest, daß [sic!] ich beiden Eltern ähnlich sehe. Das tue ich noch immer. Dabei sahen sie völlig verschieden aus. Als mein Vater gestorben war, sah ich mich an und sah meinen Vater. Als Mutter gestorben war, sah ich im Spiegel meine Mutter. (11)

Zu Hause sein im Gedicht¹⁴ – statt eines Schlusses

„Gedichte schreibt man, wenn sie kommen. Es ist eine Frage der Erregung und des Moments. Man kann es nicht wissen. Es kann morgen eines kommen oder es kann keines kommen. Das weiß man nicht.“ (11) Domin schreibt an anderer Stelle, dass das Gedichteschreiben eine Art von „Selbstverdopplung“ sei. „Das Innen wird Außen und umgekehrt. Ein „Objektivierungsprozess [sic!], der Glücksfall schöpferischer Arbeit.“ (1, S. 177)

Am Ende dieses Beitrages soll ein Gedicht stehen. Das ist konsequent, weil Domin hier zuvörderst als Dichterin beschrieben worden ist. Das ist aber auch ebenso konsequent, weil die Sprache für Domin eben mehr war: Sie war ihr *ein Zuhause*. Der Ort, der ihr nicht genommen werden konnte. Es ist ein Gedicht aus der letzten zusammenhängenden Veröffentlichung von Hilde Domin aus dem Jahr 1999: „Der Baum blüht trotzdem“. (2, S. 21) Auch im Titel dieses Ban-

14 Auch in dieser Darstellung wird – wie in vielen anderen so auch in der öffentlichen Wahrnehmung ganz das Schlaglicht auf die Lyrikerin Domin gelegt. So schreibt Vera Viehöver (2010) aber auch von der ‚anderen Seite‘: „Hilde Domin war zu Lebzeiten als Dichterin ein Star. Die Leser verehrten Domin. Weniger bekannt als die Dichterin ist bis heute die Intellektuelle Hilde Domin. Als ausgebildete Politikwissenschaftlerin mischte sie sich engagiert in die Debatten der Nachkriegszeit ein; als Kennerin und Übersetzerin moderner Lyrik suchte sie den Austausch mit Vertretern der akademischen Literaturwissenschaft; als Jüdin setzte sie sich mit anderen einst Verfolgten auseinander und reflektierte die Erfahrungen des Exils“ (auf dem Rückumschlag).

des klingt das so oft beschriebene ‚Dennoch‘ der Lyrikerin an. Es ist aber kein ‚fröhliches‘ oder gar hoffnungsvolles Gedicht, sondern vielmehr ein ‚repräsentatives‘: Zwei Strophen in Aufrichtigkeit und Ernst – ganz typisch ohne Kitsch und Schnörkel, die das Leben als solches anschaulich auf den Punkt bringen:

*Ein blauer Tag¹⁵
Nichts Böses kann dir kommen
an einem blauen Tag
Ein blauer Tag
die Kriegserklärung
Die Blumen öffneten ihr Nein
Die Vögel sangen Nein
ein König weinte
Niemand konnte es glauben
Ein blauer Tag
und doch war Krieg*

*Gestorben wird auch an blauen Tagen
bei jedem Wetter
Auch an blauen Tagen wirst du verlassen
und verlässt du
begnadigst nicht
und wirst nicht begnadigt
Auch an blauen Tagen
wird nichts zurückgenommen
Niemand kann es glauben:
Auch an blauen Tagen
bricht das Herz.*

Wer die letzten Seiten aufmerksam gelesen hat, dem wird aufgefallen sein, dass sich in diesen zweimal elf Versen das Leben Hilde Domins ‚versammelt‘ hat. Die langjährige Freundin Domins, Marion Tauschwitz, meint ebenfalls, dass sich hier ein ‚Lebenskreis schließt‘. (8, S. 222). Es ist Zeile um Zeile ein Gang durch das Dasein der Dichterin. Oder sollte man besser sagen durch ihr ‚Unterwegssein‘?

15 Das Gedicht wird laut Domins Werksverzeichnis als eines ihrer „letztgeschriebenen“ Gedichte ausgewiesen. Es firmiert unter der Zeit- und Ortsangabe „Heidelberg 1989“. Vermutlich war der erste Todestag ihres Mannes der Anlass für dieses Gedicht. Vielleicht ‚kristallisiert‘ sich in diesem Gedicht deshalb auch das Leben so deutlich.

Der blaue Tag kann ohne Weiteres als die Metapher und Allegorie für eine vollkommene, unbeschwerte und erfüllte Kindheit gelesen werden. Auf diesem Fundament steht das ganze 96 Jahre währende Leben Domins. Und so lautet auch der Titel des Gedichtes konsequent: „Ein blauer Tag“. (2, S. 261) Und wie hätte das junge Mädchen aus Köln aus ihrer Geborgenheit heraus etwas anderes denken können als „Nichts Böses kann dir kommen“. Das ist der Hintergrund, vor dem sich alles Weitere vollzieht: sehr schnell, abrupt und ohne lange Vorwarnung, ‚aus heiterem Himmel‘, wie man so schön sagt, „die Kriegserklärung“. Es ist dieses „Niemand konnte es glauben“, ein einfacher Satz, der die ganze Verworrenheit der Lage, der inneren wie äußeren, beschreibt, das Trauma, das mit dem Exil einhergeht. Und wir finden, nachdem in der ersten Strophe die äußere Verheerung des Lebens geschildert wird, in der zweiten Strophe die innere Erschütterung, die ein Abbild dessen ist: „Gestorben wird auch an blauen Tagen“. Wie die Nachricht von dem plötzlichen Tod der Mutter unter dem blauen Firmament der Karibikinsel Hilde Domin in ‚ingrimmige‘ Verzweiflung stieß, wie sie gleichzeitig – unter blauem Himmel – von ihrem geliebten Mann betrogen wurde. Und wie sie begriff, dass „nichts zurückgenommen“ wird. Dass das Leben zu leben sei und wie sie dann den Stift ergriff und sich eine Heimat erscrieb, die nur in ihr selbst liegen konnte, in ihren eigenen Worten und Gedanken. Domin wurde nie „begnadigt“ und wer die resolute Frau auch noch kurz vor ihrem Tod hat reden hören, der glaubt es sofort: auch sie „begnadigt“ nicht, kritisiert und schreibt, leidet und kämpft um ihr Leben. Und genau das ist die Hoffnung des Dennoch, die Domins Leben so einzigartig und stark macht.

Die letzten Worte kurz vor ihrem überraschenden Tod an der Schleuse zum Operationssaal, die sie ihrer Freundin sagte, waren: „Ach, Liebste, komm doch mit rein. Ich habe Angst“. Worauf Marion Tauschwitz entgegnete: „Liebes, bedenke doch, dass du in so guten Händen bist.“ Hilde Domin schaute ihre Freundin lange an und wiederholte: „Ja, ich bin in guten Händen.“ (7, S. 15). Kurz darauf verstirbt sie: Obwohl die Operation, der sie sich nach einem Sturz unterziehen musste, gut verlaufen ist, verweigert sich dieser autonome Mensch, der bis zum Schluss alleine und ohne Hilfe in einer Wohnung voller Bücher hoch über Heidelberg lebte, einem pflegebedürftigen Leben. Marion Tauschwitz erzählt, wie ihre Freundin, am Tag als sie starb, quer im Krankenhausbett lag: „Quer im Bett zu liegen, war ihre Eigenart: Jederzeit sofort bereit aufzuspringen. Fluchttier.“ (7, S.10) Hilde Domin war immer „Mit leichtem Gepäck“ unterwegs. (2, S. 181) Im Film von Anna Ditges verweist die 95-jährige resolute Frau auf eine alte Holztaube, die von der Decke ihres Arbeitszimmers hängt. Sie wolle sie mit ins Grab gelegt bekommen, sagt sie. (11)

*Taube,
wenn mein Haus verbrennt
wenn ich wieder verstoßen werde
wenn ich alles verliere
dich nehme ich mit,
Taube aus wurmstichigem Holz,
wegen des sanften Schwungs
deines einzigen ungebrochenen Flügels.*
(2, S. 240)



Abb. 2: Holztaube aus dem
Arbeitszimmer

Literatur

1. *Domin, Hilde*: Gesammelte Autobiografische Schriften. Fast ein Lebenslauf, Frankfurt am Main 1998.
2. *Domin, Hilde*: Sämtliche Gedichte, in: Nikola Herweg und Melanie Reinhold (Hrsg.), Nachwort von Ruth Klüger, Frankfurt am Main 2009a.
3. *Domin, Hilde*: Die Liebe im Exil. Briefe an Erwin Walter Palm aus den Jahren 1931–1959, Frankfurt am Main 2009b.
4. *Mancino, Letizia*: Ein lyrisches Portrait von Hilde Domin, Wiesbaden 2008.
5. *Scheidgen, Ilka*: Hilde Domin. Dichterin des Dennoch, Lahr 2011.
6. *Tauschwitz, Marion*: Unerhört nah. Erinnerungen an Hilde Domin, Heidelberg 2009.
7. *Tauschwitz, Marion*: Hilde Domin. Biografie, Mainz am Rhein 2010.
8. *Tauschwitz, Marion*: Hilde Domin. Das heikle Leben meiner Worte, Mainz am Rhein 2012.
9. *Viehöver, Vera*: Hilde Domin, Hannover 2010.
10. *Vogel, Harald; Gans, Michael*: Rose Ausländer. Hilde Domin. Gedichtinterpretationen, Hohengehren 2004.
11. *Ditges, Anna*: Ich will dich. Begegnungen mit Hilde Domin. Punktfilm, 2007.

Abbildungen

Abb. 1: Text-Bild-Collage „Hilde Domin“ von Ursula Stock [commons.wiki media. org/wiki/file:Ursula Stock 421.jpg] Abruf vom 22.2.2015.

Abb. 2: Holztaube aus dem Arbeitszimmer [jmb Berlin.de/exil/images/taube. jpg] Abruf vom 22.2.2015.

Warum schreibe ich über José Saramago?

Nicolo Giubilato

Von José Saramago habe ich als Erstes seine Werke entdeckt. Seine Geschichten, seine Worte haben für mich beim Lesen so beeindruckende neue Welten und Szenarien erschaffen, dass ich das Bedürfnis spürte, mehr über den Menschen zu erfahren, der sich dieses ausdenken konnte. Es war nicht bloßes Interesse, sondern fast intellektuelle Begierde, geistiges Verlangen. Ich wollte für mich herausfinden, worin der Zusammenhang zwischen Saramagos fiktionalen Geschichten und seinem Erlebten in seiner Biografie bestanden hat. Meine Suche hat natürlich kein Ende erreicht, weil es wahrscheinlich kein Ende in solchen Vorhaben gibt. Sie hat *nur* eine neue Geschichte, neue Worte erschaffen.

José Saramago: Abkehr und Heimkehr

Saramago heute

Auf den weißen Steinen der Fassade des Gebäudes „Casa dos Bicos“ im Stadtteil Alfama hat man den Eindruck, den Salzgeruch und den Salzgeschmack des Ozeans wiederzufinden. Der Wind des ungefähr fünfzig Meter entfernten und direkt gegenüber fließenden Tejos weht direkt darauf. So ist diese Stadt, Lissabon. Sie ist auf dem Festland, scheint aber so, als ob sie Sehnsucht auf den Ozean, auf Ferne und Unendlichkeit hätte. Als würde die unbewegliche und feste Eigenschaft einer Stadt ihrer eigentlichen, verborgenen Natur widersprechen. In diesem Gebäude sitzt seit 2012 die Stiftung José Saramago, der in dieser Stadt mal zu Hause gewesen, mal geflohen ist, mal hat er sie zur literarischen Königin seines Werkes gemacht, mal hat er sie völlig ignoriert. Vielleicht aus dem Grund, dass sie, der Schriftsteller und seine Stadt, sich gegenseitig so tiefgehend ähnelten, dass es unvermeidbar war, dass sie einen Kontrast bildeten. Man kann versuchen zu verstehen, was für ein Mensch Saramago, der einzige portugiesische Nobelpreisträger für Literatur, war, wenn man die Marmortreppe des Erdgeschosses des Gebäudes hinaufsteigt und die Räume der Fundação (Stiftung) betritt. Man sieht ihn auf Fotos, oft in Anzug, mit seiner dicken Brille, manchmal mit einer Ehrenmedaille um den Hals in einem geschmückten Saal einer bedeutenden Universität oder sogar vor dem schwedischen König, manchmal unter vielen Menschen, arm, barfuß, das Gesicht verschwitzt und voller Staub, er ist irgendwo dazwischen. Unter der gleichen Sonne, das Gesicht in demselben Staub, mit dem gleichen Blick, den er bei der Nobelpreisverleihung hatte und der ihn auch in den Krisengebieten wie in Chiapas begleitete. Ein Blick, der überlegt. Der überlegen lässt. Ein Blick, der auf der Suche ist, der sich aber auch nicht verirrt. Eine Mischung. Mischung aus Zweifeln, aus Ungewissheit und Orientierungslosigkeit, die einen überfällt, wenn man seine Romane liest, aber auch aus Geradlinigkeit, aus tiefer Überzeugung, Kompromisslosigkeit und Unerbittlich-



Abb.: José Saramago

keit, die sein politisches Engagement leidenschaftlich geprägt und sein Leben ausgemacht haben. Und noch ein Widerspruch, ein Zwiespalt. Die Hunderte von Büchern, die in den Regalen stehen, die man einfach so aufmachen, anfassen und durchblättern kann. Verschiedene Sprachen, gefühlt fast alle, unterschiedliche Schriften. Saramago kann auf kyrillischer, chinesischer und lateinischer Schrift gelesen werden. Wo Bücher verkauft werden, überall sind Werke von ihm zu finden. Weltweit. Diese Überpräsenz in der literarischen Szene, diese sehr positive Rezeption der Leser aus allen Kontinenten stehen im völligen Kontrast zu den zahlreichen Schlagzeilen, die auch auf Infotafeln an der Wand stehen. Scharfe, strenge Kritiken, die an ihn gnadenlos gerichtet sind. Die Absender dieser Hetze sind Regierungsmitarbeiter, Kardinäle, Journalisten. „Populist“, „Kommunist“, „marxistischer Pessimist“, „Ketzer“. Und je schärfer seine Gegner ihn kritisierten, desto stärker wurde seine literarische Produktion, desto provokanter seine Themen. All das (nicht nur) durch das gedruckte Wort. All das, durch Literatur und poetisches Auftreten.

Ein achtzigjähriger Blogger

Ich glaube, dass alle Wörter, die wir aussprechen, all unsere Bewegungen und Gesten, ob vollendet oder nur angedeutet, jede für sich und alle zusammen verstanden werden können als Teile einer nicht intendierten Autobiographie [...]. Diese Überzeugung, dass alles, was wir im Laufe der Zeit sagen und tun, auch wenn vielleicht bar jedes Sinngehalts und jeder Bedeutung, biographischer Ausdruck ist und als solcher gar nicht zu vermeiden, hat mich eines Tages zu dem Vorschlag veranlasst – ernster gemeint, als es auf den ersten Blick scheinen mag –, alle Menschen sollten schriftliche Lebensberichte hinterlassen. (8, S. 29 f.)

Diese Zeilen erschienen am 23. September 2008 auf dem Blog „O Caderno de Saramago“, (5, S. 138) in dem der fast 86-jährige Nobelpreisträger für Literatur José Saramago von September 2008 bis März 2009 sowohl über Politik und aktuelle Themen als auch über Schriftsteller aus der Gegenwart (z. B. Gonçalo M. Tavares) und aus der Vergangenheit (z. B. Fernando Pessoa) berichtet. „Du hast eine Aufgabe, schreib einen Blog“, sagt ihm seine Frau Pilar del Río. (8, S. 12) Was auf den ersten Blick eine schnelle Aufgabenzuweisung für einen älteren Mann seitens seiner Frau scheint, kann hier ganz anders interpretiert werden. Pilars Worte sind nämlich überlegt und fundiert, sie lassen einen tiefen Willen des Liebespaares zur anspruchsvollen und ganzheitlichen literarischen Produktion erkennen. Wichtig zu wissen

ist, dass Saramagos Schreibproduktion in den letzten Jahren seines Lebens trotz seines problematischen Gesundheitszustandes (23; 8, S. 129 f.) keineswegs abnimmt.¹ Der Blog gilt nicht als Ersatz für die literarische Arbeit und bildet daher keine marginale und sekundäre Freizeitaktivität, sondern ist ein wichtiger Bestandteil der literarischen Konzeption des Nobelpreisträgers. Pilars Vorschlag weist auf den Versuch hin, mit einem modernen Medium ein ganzheitliches Literaturkonzept vollziehen zu wollen, das sich nicht nur auf Romane und auf fiktionale Erzählungen beschränkt. An dieser Stelle bleibt die Frage nach den Beweggründen offen, die den Blog für einen affirmierten und höchst beschäftigten Schriftsteller zum notwendigen literarischen Medium gemacht haben. Umberto Eco weist in seinem Vorwort für *Das Tagebuch* auf die Zwiespältigkeit, auf die fast widersprüchliche Verschiedenheit zwischen Saramagos fiktionalen Erzählungen und seinen Blogbeiträgen hin. Auf der einen Seite verleihen die Romane oft ein sehr unsicheres Gefühl über die menschliche Natur, der Leser wird in einen „milchigen Nebel“ (8, S. 5) getrieben, wo die Problematiken indirekt und oft allegorisch behandelt werden. Der Autor kommentiert als Blogger die Fakten aus der Gegenwart auf eine sehr extreme und direkte Art und Weise, dabei werden die dafür verantwortlichen Personen aus der Politik schlichtweg als Verbrecher bezeichnet und Spielraum für Gefühle wie Ungewissheit und Unsicherheit, die fast alle seine Romane charakterisieren, ist überhaupt nicht vorhanden. (8, S. 5 ff.) Entsteht dadurch ein Widerspruch? Warum wählt der Autor in seinem Lebensabend für diese neue Schreibweise in Form von Online-Beiträgen auch einen ganz direkten Stil? Sollte man die Führung des Blogs nicht als Teil seiner literarischen Leistung verstehen? Natürlich hängt all das von dem zugrunde gelegten Literaturbegriff ab. Es scheint aber so, als würde Saramago seinen Blog bewusst in einen literarischen Kontext mit einbeziehen. Den Blog nennt er „*O Caderno*“ (dt.: „*Das Heft*“), der Name verdeutlicht die Parallele zu der traditionellen Schreibtätigkeit. Außerdem lässt er seine Blogbeiträge auch in Form eines Buches (dt.: „*Das Tagebuch*“) im Jahr 2009 (15) veröffentlichen. Nachdem er sich als weltberühmter Schriftsteller etabliert und alles erreicht hat, was sich ein zeitgenössischer Autor vornehmen kann, geht er literarisch einen Schritt weiter. Er überschreitet durch *seine* Literatur die Grenze zwischen Fiktionalität und Realität, die Auflösung der Unterscheidung zwischen Weltautor und Person, die Vermenschlichung einer den meisten Menschen fernen intellektuellen

1 Beweis dafür sind die Romane *Eine Zeit ohne Tod* (2006), *Die Reise des Elefanten* (2008), *Kain* (2009), die unvollendete Erzählung *Alabardas, Alabardas, Espingardas, Espingardas* (2010 geschrieben und 2014 herausgebracht) und die kleine Autobiografie „*Kleine Erinnerungen*“ (2006).

tuellen Institution. Spätestens mit seinem Blog vermag Saramago seinen Rezipienten zu zeigen, dass Literaturschreiben nicht bedeuten kann (und muss), *nur* anhand von Erzählungen, Romanen und Geschichten die Welt zu deuten bzw. zu analysieren. Die Resonanzkraft eines Nobelpreisträgers muss (und kann) auch dafür benutzt werden, die Dinge beim Namen zu nennen und, die Metapher weglassend, die unbeachtete, vergessene oder verhüllte Ungerechtigkeit unserer Globalgesellschaft zu entschleiern und sie offenzulegen. Die Betrachtung des Autors über die weltlichen Ereignisse verfügt über einen sehr überzeugenden linksorientierten Blickwinkel. Er bezeichnet die „*Finanz-, und Wirtschaftskräfte der USA*“ als Verbrecher wider die Menschlichkeit und erhofft sich, dass sie bald ertappt und vor Gericht gebracht werden. (8, S. 72) Er gibt ihnen und der Regierung von Bush die Schuld an der Finanzkrise. Über den damaligen US-Präsident sagt er weiterhin Folgendes:

Mit seinem Mittelmaß an Intelligenz, seiner abgrundtiefen Ignoranz, seiner wirren Ausdrucksweise, ständig der unwiderstehlichen Versuchung erlegen, Blödsinn zu reden, präsentiert sich dieser Mann der Menschheit so grotesk wie ein Cowboy, der die Welt geerbt hat und diese wie eine Viehherde behandelt. (8, S. 22)

Saramago schont in seinen Einträgen niemanden nur aufgrund einer institutionalisierten Machtposition. Der ehemalige italienische Ministerpräsident Silvio Berlusconi wird stark kritisiert, (8, S. 24) dadurch stellt sich der Schriftsteller auch die Frage nach den Grenzen und den Problematiken der demokratischen Legitimation. Soll ein ganzes Volk mit den jeweiligen regierenden Politikern identifiziert werden? Ist Demokratie dementsprechend überhaupt gerecht und nachhaltig? Saramagos Redeweise weist an dieser Stelle auch gewöhnlich einen strengen Ton auf:

Warum sollte es auch im Land der Mafia und Camorra eine Rolle spielen, dass der Premierminister erwiesenermaßen ein Verbrecher ist? (8, S. 24)

Diese sehr provokante Stellungnahme sollte nicht als reine Verallgemeinerung und vorurteilsbehaftete Vereinfachung der italienischen politischen Situation verstanden werden. Die Auswahl dieser extremen Schlussfolgerung dient seinem Willen, die sehr drastische und gefährliche Lage eben auch drastisch darzustellen und zu beschreiben, dabei wird vermutlich auch ein größerer Effekt erhofft. Beweis dafür, dass Saramago hierbei keine vorurteilsbehaftete Antipathie dem italienischen Volk gegenüber aufweist, ist der fast drei Monate spätere Beitrag über den italienischen Journalist Roberto Saviano, der aufgrund

seines Engagement eben gegen die Mafia und die Camorra als Vorbild präsentiert und als „*Meister des Lebens*“ (8, S. 119) bezeichnet wird. Saramago hält es für notwendig, eine klare und unbequeme oder politisch korrekte Unterscheidung zwischen menschenverachtendem und solidarischem Verhalten, zwischen sozial korrekter und auf die eigenen Interessen gerichteter Politik zu treffen. Diese Stellungnahme führt zu Schwierigkeiten mit seinem italienischen Verlag *Einaudi*, dessen Schirmherrschaft Berlusconi hat und der sich weigert, sein „*O caderno*“ herauszubringen. Saramago kommentiert diese Zensur in einem Interview für die italienische Tageszeitung *Il corriere della Sera* folgendermaßen:

Es muss hart sein, wenn die politischen und die unternehmerischen Mächte sich vereinigen. Ich beneide das Schicksal der Italiener nicht. Aber letztendlich liegt es in der Entscheidungskraft der Wähler, diese Situation zu ändern oder beizubehalten. (1)

Hierbei wird Saramagos Auffassung über Bürgerentscheidungen und politische Lagen deutlich. Die Politik kann unverständlich sein und übt außerdem einen enormen Einfluss auf die Wähler aus, aber die Entscheidungskraft in dem westlichen Teil der Welt liegt immer in der Hand des Einzelnen, der für Saramago nicht nur als passives Opfer gesehen werden muss.

In Deutschland zeigt der Blog eine ähnliche Resonanz wie in Italien und verursacht ähnliche Konflikte. Zahlreiche Einträge handeln von dem kritischen Spannungsverhältnis zwischen Israel und Palästina. Hierbei ist seine Stellungnahme auch deutlich und zwar bezeichnet er die israelische Außenpolitik als „*gewaltsame Verletzung von Grundrechten des palästinensischen Volkes und seines Staatsgebiets*“. (8, S. 155) Des Weiteren fügt er hinzu:

Das unsagbare Leid, das den Juden im Laufe der Geschichte und insbesondere im Rahmen der sogenannten ‚Endlösung‘ widerfahren ist, sollte den Israelis Motivation sein, es nicht auf palästinensischem Boden ihren Henkern gleichzutun. Was Israel wirklich braucht, ist eine moralische Revolution. In dieser festen Überzeugung habe ich niemals den Holocaust geleugnet, sondern mir lediglich erlaubt, diesen Begriff auf die Qualen, Erniedrigungen und verschiedenen anderen Gewaltakte auszuweiten, denen das palästinensische Volk ausgesetzt ist. (8, S. 166 f.)

Diese Aussage bringt auch Saramagos deutscher Verlag Rowohlt zu der Entscheidung, die Blogbeiträge nicht zu veröffentlichen. (13) Der Verlag *Hoffmann*

und *Campe* erklärt sich bereit, „*Das Tagebuch*“ zu veröffentlichen und erwirbt daher auch die Rechte für alle Titel des Autors. (4) Saramago spricht bewusst sehr schwierige sowie sensible Themen an. Dabei ist seine Sichtweise immer klar, oft überhaupt nicht moderat und von friedlichem Entgegenkommen keine Rede. Mit seinem Vergleich zwischen der Endlösung der Nazizeit und der Verfolgung des palästinensischen Volkes relativiert er keineswegs das Ausmaß an Leiden und Grausamkeit, dem die Juden während der Schoah ausgesetzt waren. Hierbei versucht er klarzustellen und zu vermitteln, dass es nicht Opfer erster und zweiter Klasse gibt. Nach der Erfahrung der Weltkriege ist die Zeit jetzt reif genug, um waffenlose Verhandlungen zwischen den Völkern zu führen, die nicht auf eine imperialistische Denkweise zurückgreifen. Dieses erzürnte Verhalten kann vermutlich auch anhand Saramagos Literaturkonzeption erklärt werden. Literatur hat für ihn keine versöhnende Aufgabe. Sie dient nicht dazu, die vorhandenen Verhältnisse (der Macht, der Religion sowie des menschlichen Bewusstseins) zu erklären und sogar zu begründen. Literatur muss entsetzen, muss die Leser aufstehen lassen und durch die Fiktionalität müssen Ansätze für eine tatsächliche Veränderung und Umkehrung der weltlichen Machtverhältnisse ausgearbeitet bzw. umgedacht werden.

Letztlich entdeckt Saramago die vielfältigen Möglichkeiten des Internets und dabei bietet er seinen Lesern ein neues Konzept an, das vom traditionellen Produktion-Rezeption-Verhältnis im Rahmen der Buchindustrie abweicht.

Und es gefällt mir, jetzt hier [im Blog, d. V.] zu schreiben. Ich weiß nicht, ob es demokratischer ist, aber ich weiß, dass ich mich dem jungen Mann mit dem strubbeligen Haar und der Intellektuellenbrille ebenbürtig fühle, der mich mit seinen wenig mehr als zwanzig Jahren befragt hat. Garantiert für einen Blog. (8, S. 108 f.)

„Kleine Erinnerungen“

Im späten Lebensalter beschäftigt Saramago sich nicht nur mit der Gegenwart (wie im vorherigen Kapitel dargestellt), sondern setzt sich auch mit seiner Vergangenheit auseinander. Dafür wählt er die traditionelle Buchform und bringt 2006 „*As pequenas Memórias*“ (Kleine Erinnerungen) heraus. Zahlreiche Begebenheiten aus seiner Kindheit und Jugend werden in diesem Werk durch eine ereignisorientierte Erzählform präsentiert: Saramago schreibt sein Erleben anhand ziemlich kurzer Abschnitte nieder, die nicht chronologisch geordnet und nicht dafür ausgerichtet sind, eine vollständige und biografische Erzählung zu generieren, sondern eher kleine Episoden darzustellen, die dem

Autor in Erinnerung geblieben sind. Diese Erzählform, in der ein Ereignis im Vordergrund steht und nicht eine über das ganze Buch hinaus gezogene Handlung, findet sich in seinem Blog wieder.

José de Sousa Saramago wird am 16. November 1922 in Azinhaga, einem Dorf in der Provinz von Ribatejo, etwa 100 Kilometer nördlich von Lissabon als zweites Kind einer Landarbeiterfamilie geboren. Seine Eltern heißen José de Sousa und Maria de Piedade. Auf dem Papier wird allerdings der 18. November als Geburtstag eingetragen. Grund dafür ist die Strafgeld, die fällig wird, wenn ein Neugeborenes innerhalb von 30 Tagen nach der Geburt nicht angemeldet worden ist. Da Saramagos Vater in der Zeit auswärtig arbeitet und erst am 18. Dezember zum Standesamt geht, verschiebt er das Geburtsdatum des Sohnes um zwei Tage, um das Entgelt einer Strafe für die verspätete Anmeldung nicht bezahlen zu müssen. (11, S. 52) Der Standesbeamte ist an diesem Dezembertag etwas betrunken und fügt heimlich „Saramago“, den Spitznamen der Familie väterlicherseits, hinzu (dt.: Hederich, ein Kraut, das spontan wächst und deren Blätter von den Armen in Notzeiten gegessen wurden). Erst als José eine Geburtsurkunde für die Einschulung braucht, kommt der „Spaß“ ans Licht mit großer Wut seitens des Vaters, der, seitdem die Familie in Lissabon wohnt, den Spitznamen hasst, da dieser auf die ländliche und arme Herkunft der Familie hinweist. (11, S. 48 f.) Als er zwei Jahre alt ist, siedelt die Familie 1924 nach Lissabon über, wo der Vater eine Stelle als Stadtpolizist innehat. (5, S. 117) Der Umzug hat Saramagos spätere Identitätssuche maßgeblich geprägt. In „Kleine Erinnerungen“ schreibt er über seinen Geburtsort Azinhaga Folgendes:

Dort kam ich zur Welt, dort wurde ich, weil die Not meine Eltern nach Lissabon trieb, als knapp Zweijähriger wieder herausgerissen und in eine andere Art zu fühlen, zu denken, und zu leben eingeführt, als sei mein Geborenwerden an diesem Ort ein gerade noch aufzuhebender misslicher Zufall, ein Versehen des Schicksals gewesen. Zu spät. [...] In dem geheimnisvollen Buch des Schicksals und den dunklen Wirren des Zufalls stand geschrieben, und ich allein wusste das, ohne mir dessen bewusst zu sein, dass ich nach Azinhaga zurückkehren sollte, um fertig geboren zu werden. (11, S. 10 f.)

Als Jugendlicher besucht Saramago die im Dorf gebliebenen Großeltern mütterlicherseits, Jerónimo Melrinho und Josefa Caixinha, häufig und oft auch für längere Zeit in den Schulferien. (5, S. 118, 120) Beide werden bei der geistigen Entwicklung des Enkelkinds eine prägende Rolle spielen.

Der kleine José erweist sich als fleißiger und besonders guter Schüler. Der Schulleiter bietet Saramagos Vater an, dem vorbildlichen Jungen neben dem normalen Unterricht der dritten Klasse auch den Stoff aus der vierten Klasse in Privatstunden nachmittags beizubringen. (11, S. 110) Dies sorgt für großen Stolz in der bildungsfernen Familie. Saramago übt die in der Schule gelernte Lesetechnik auch zu Hause mithilfe der Tageszeitung, „*die mein Vater jeden Tag nach Hause brachte, weil er sie von irgendeinem Freund [...] geschenkt bekommen hatte. Gekauft hatte er sie bestimmt nicht, denn für derartigen Luxus hatten wir einfach kein Geld.*“ (11, S. 103). Die Erwachsenen sind verwundert darüber, wie dieser kleine Junge die Zeitung anstarrt, staunten allerdings kurz danach, als Saramago „*leicht atemlos, aber ohne zu stottern, nervös, aber triumphierend, ein paar Zeilen laut vorlas.*“ (11, S. 104) Die einzigen zwei Bücher, die auf unbekannte Weise im Haus auftauchen, sind „*A Toutinegra do Moinho*“ von Émile de Richenbourg und ein Sprachführer Portugiesisch-Französisch. Saramago ist von dem Buch als Gegenstand so fasziniert, dass er sich Jahrzehnte später ganz genau noch an die Einbände und die Seitengestaltung erinnern kann. (11, S. 105 f.) Im Jahr 1933 wechselt Saramago auf das Gymnasium Gil Vicente, das er nach zwei Jahren trotz guter Noten verlassen muss, da die Familie nicht mehr in der Lage ist, das notwendige Schulgeld zu bezahlen. Von 1935 bis 1940 geht er zur Industriefachschule aufgrund des sehr niedrigen und für die Familie bezahlbaren Schulgeldes. (5, S. 120) Während er seinen Abschluss als Maschinenschlosser macht, besucht er dank der nächtlichen Öffnungszeiten die staatliche Bibliothek im Palacio Galveias, (14) wo er in Berührung mit nationaler und internationaler Literatur kommt. Die ersten Jahre seines Lebens sind von maßgeblichen Kontrasten geprägt. Der erste bezieht sich auf die Familie, die aufgrund des Mangels an Arbeit in den ländlichen Regionen gesplittert wird. Hierbei treffen zwei gegensätzliche Welten aufeinander, die Großstadt und das Dorf. Obwohl Saramago zum Zeitpunkt des Umzugs erst zwei Jahre alt ist und er eigentlich fast nur in der Großstadt aufwächst, scheint es so, als ob er die Herkunft und die Zugehörigkeit der Familie mit dem Dorf Azinhaga und besonders mit den Großeltern stark identifiziert, da er den größten Teil seiner Freizeit bewusst dort verbringen will. Der zweite Kontrast betrifft seine Bildungslaufbahn. Obwohl er ein begabter und fleißiger Schüler ist, endet für ihn die gymnasiale Oberstufe schon im Alter von dreizehn Jahren. Es scheint nicht so, dass ihn dieser Wechsel stark demotiviert hätte. Er spricht nur davon, dass er in der Berufsschule schon Interesse für die literarischen Fächer spürt und dass er erstaunt und positiv angetan ist, dass sowohl eine Fremdsprache (in seinem Fall Französisch) als auch ein literarisches Fach in den berufsorientierten Lehrplänen mit eingebunden sind. (14) All das verdeutlicht die Hochschätzung und den kulturellen Respekt, die Saramago der Literatur entgegen bringt, da sie für ihn keine Selbstverständlichkeit sind. Diese

Annäherung an Kunstwerke und Texte, die überwiegend auf seinem eignen Willen und Interesse basiert, kann Saramagos späteres weites Literaturkonzept begründen. Literatur erweist ihre künstlerische Leistung, indem sie für jenen Menschen, unabhängig vom Sozialstatus und Bildungsniveau, ansprechend ist. Hierbei werden durch Bücher ein neues universales Medium und ein allgemeingültiger Kommunikationskanal erschaffen. Es ist zu behaupten, dass der junge Saramago, der in dieser Zeit (1940–1942) als Schlosser in einer Autowerkstatt arbeitet, (14) durch seine autodidaktische Arbeit in der Bibliothek die Bedeutung von Bildung und Leidenschaft für die Literatur in sich entdeckt.

Mit der Literatur in die Politik und andersherum

Die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts erweisen sich sowohl für das persönliche als auch das künstlerisch-literarische Leben des Schriftstellers als sehr bedeutend: 1944 heiratet Saramago die Malerin und Grafikerin Ilda Reis, ihre Ehe hält bis 1970. Das Ehepaar bekommt eine Tochter, Violane genannt, im Jahr 1947. (5, S. 121) Im gleichen Jahr erscheint Saramagos erster Roman „*Terra do Pecado*“ (dt.: „*Land der Sünde*“). In den darauffolgenden Jahren (1949–1953) schreibt er Kurzgeschichten und seinen zweiten Roman „*Clarabóia*“, der dem 1949 verstorbenen Großvater Jerónimo gewidmet ist. Der 31-jährige José schickt das Manuskript an einen Verlag, der darauf nicht reagiert. 55 Jahre später findet der Verlag das alte Manuskript wieder und bietet dem jetzt weltweit berühmten Autor an, das Werk zu veröffentlichen. „*Nein danke, jetzt nicht*“ ist seine Antwort. (2) Im Jahr 2013, drei Jahre nach seinem Tod, wird der Roman herausgebracht. Infolge dieser Enttäuschung bleibt Saramago bis 1966, dem Jahr der Veröffentlichung seines Lyrikbandes „*Os Poemas possíveis*“ aus der literarischen Szene als Autor fern.

Im Lauf der 40er Jahre bildet sich Saramagos politische Überzeugung und seine linksorientierte Stellungnahme heraus – mit dem Ergebnis, dass er wegen seiner Gesinnung 1949 entlassen wird. (5, S. 122) Der Eindruck des Zweiten Weltkrieges und die Salazar-Diktatur haben ihn tief geprägt. An dieser Stelle sei angemerkt, dass literarische Entdeckungen und politisches Engagement zusammengehören, sich gegenseitig bedingen und in dem Leben des Schriftstellers zugleich auftauchen. Es scheint so, als habe Saramago diese wechselseitige Abhängigkeit der zwei Bereiche 1984 zum Thema seines Buches „*Das Todesjahr des Ricardo Reis*“ gemacht. Hierbei handelt es sich um Pessoa's Heteronymen²

2 Mit Heteronymen werden in Pessoa's Dichtung seine zahlreichen Alter-Ego verstanden, denen er die Verfassung mancher seiner Gedichte zuschreibt. Ein Heteronym unterscheidet sich von einem Pseudonym dadurch, dass es sich hierbei nicht nur

Ricardo Reis, der aus Brasilien in die Heimat Lissabon 1935 nach dem Tod seines Schöpfers Pessoa zurückkehrt. Im Vordergrund stehen, wie sich aus den Elementen des Titels herauslesen lässt, Ricardo Reis und sein Todesjahr (1936). Das Ende der Geschichte von Pessoa's Schöpfung zu schreiben, gilt für Saramago als literarische und emotionale Auseinandersetzung mit dem Werk des berühmtesten Dichters Portugals. Hierbei kristallisieren sich wesentliche Fragen heraus: Schließt sich die literarische Produktion eines Autors mit seinem Tod? Inwiefern kann der Kunst ein unendlicher Charakter zugewiesen werden? Und, wie im Kapitel *Ein achtzigjähriger Blogger* vorgetragen, der leitende Zweifel Saramagos: Wie unterscheiden sich Autor und Mensch? Reis wird in Saramagos Erzählung sehr menschlich dargestellt, als würden die Gedichte, die Pessoa ihm zugeordnet hat, allein nicht ausreichen, um ihn vollkommen zu verstehen und seine Sichtweise nachvollziehen zu können. Gleichwertiger Protagonist des Romans ist allerdings auch das fast personifizierte Jahr 1936, in dem die europäische Welt ziemlich brutale Veränderungen durchläuft. Neben den Diktatoren, die in Italien, Deutschland und Portugal selbst an der Macht sind, bricht der Bürgerkrieg in Spanien aus. Militaristische Gefühle und kriegsbereite Staaten deuten außerdem schon auf den unvermeidbaren Zweiten Weltkrieg hin. Die Verschlüsselung und die Entzifferung dieser komplexen Welt seitens einer schon existenten literarischen Figur bildet das Hintergrundthema dieses Romans. Es soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass Saramago eine bestimmte Hauptfigur auswählt, um ihr die heikle Aufgabe zuzuweisen, die gesamte Weltlage vor dem Ausbruch des Weltkrieges zu deuten und zu analysieren. Saramago will nachempfinden, wie man sich in den 30er Jahren als Erwachsener gefühlt hat. Er will sich mit den Ursprüngen auseinandersetzen, die die Welt in die Lage der 40er und 50er Jahre gebracht haben, die ihn politisch geprägt hat und die ihm als zeitgenössischer Zuschauer bekannt ist. Ricardo Reis' Todesjahr ist voller Ereignisse, die der Autor untersucht, gegebenenfalls äußert er Kritiken gegen den Kriegsfanatismus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Allerdings scheint es so, als würde Reis' innere Welt nicht richtig in Kontakt mit den äußeren Verhältnissen und geschichtlichen Ereignissen treten. In einem Gespräch zwischen Pessoa und seinem Heteronym heißt es:

Für mich werden sie nie ein Denkmal errichten, nur wenn sie richtig unverschämt werden, ich bin nicht der richtige Mensch für Statuen, [...] Lass sie ruhig Gedenkstellen für Soldaten und Politiker einrich-

um einen anderen Name handelt, sondern gar um eine andere Person. Pessoa hatte nämlich ziemlich präzise Biografien für seine Heteronyme entwickelt, die sich voneinander stilistisch sowie thematisch maßgeblich unterschieden.

ten, ihnen gefällt es, wir bestehen nur aus Worten und die Worte kann man nicht in Bronze oder Stein umwandeln, sie bleiben nur Worte und Schluss. (12, S. 311 f.)

Aus diesen Überlegungen kann man schließen, dass es für die zwei Dichter, die durch dieses Buch wieder zu Wort kommen, eine klare Unterscheidung zwischen Literaten und vordergründigen politischen Protagonisten der Geschichte gibt. Will Saramago durch dieses Werk auf die zugrunde liegende Spaltung zwischen Politik und Kunst hinweisen? Ist es seiner Meinung nach unvermeidbar, dass der Dichter die Rolle des Außenseiters übernimmt, wenn die Welt nach Prinzipien funktioniert, die dem Künstler fremd sind? Wenn man die Produktion und literarische Entfaltung in Saramagos späterer Laufbahn betrachtet, wird klar, dass Literatur für ihn einen engen Bezug zur Politik hat und dass ein bestimmter Einfluss zwischen der realen und fiktionalen Welt sehr wichtig ist.

In seiner Biografie spiegelt sich diese Koexistenz wider. Auf der kulturellen Seite lernt er in den 50er Jahren einflussreiche Intellektuelle kennen und durch den Verlagsleiter Nataniel Costa erhält er eine Stelle im Verlag Estúdios Cor. Saramago wird 1959 zum stellvertretenden literarischen Redakteur von Costa selbst berufen und kann sich ab diesem Zeitpunkt bis 1971 ausschließlich durch die Arbeit im Verlag finanzieren. (5, S. 122 f.) Neben dieser Arbeit schreibt er literarische Rezensionen für Zeitungen und politische Kolumnen, die oft von der Zensur beschnitten werden. (5, S. 124) Auf der anderen Seite erfährt er in dieser Zeit wichtige politische Widersprüche bzw. Ungerechtigkeiten: Die seit 1926 in Portugal herrschende Diktatur (am Anfang eine Militärdiktatur, die dann in den autoritären Estado Novo von Salazar einfließt), die Kolonialpolitik und die freiheitsberaubende Haltung der Regierung Salazars lassen den Widerstand wachsen. Saramago stellt selber fest, dass die Regierungsform, in der er fast seit seiner Geburt lebt, unmenschlich ist bzw. geändert werden muss. Aus diesem Grund tritt er 1969 der illegalen Portugiesischen Kommunistischen Partei bei, der er bis zu seinem Tod trotz seiner oft abweichenden und unorthodoxen Auffassung treu bleibt. (5, S. 123)

Endlich portugiesische Demokratie

Am 25. April 1974 endet durch den Aufstand eines großen Teils der Armee die Diktatur des Estado Novo. Saramago ist zu der Zeit über fünfzig und nicht gewillt, einen politischen Abstand zur Welt zu bekommen und in die ruhige Phase des Lebens langsam überzugehen. Es scheint so, als ob Saramagos literarisches und künstlerisches Potential lange auf eine demokratische

Regierung gewartet hätte, um sich nun endlich zu entfalten und Werke zu erschaffen. Eine neue Ära fängt gleichzeitig für Saramago und für Portugal an. Er wagt zusammen mit seinem Land einen wichtigen Schritt auch auf der persönlichen Ebene und beschließt, sich ausschließlich als Autor mit Literatur zu beschäftigen. Ab dem 25. November 1976 beginnt er, als Übersetzer und freier Autor zu arbeiten, (5, S. 125) wohl aufgrund seiner Entlassung bei der Zeitung „*Diário de Notícias*“, da für die zur Macht strebenden liberalen und konservativen Vertreter der Revolution Saramagos politische Äußerung zu extremistisch und marxistisch sind. (17) Diese Kündigung gilt für den ehemaligen Journalisten als ausschlaggebender Wendepunkt. Als Autor beginnen jetzt für ihn sehr bedeutsame Jahre, in denen er sich mit dem Roman „*Das Memorial*“ im Jahr 1982 als internationaler anerkannter und erfolgreicher Schriftsteller etabliert. (17) Von 1977 bis 1989 erscheint fast jedes Jahr ein neues Werk (6 Romane, 3 Theaterstücke und ein Reisebericht). Außerdem schlägt Saramagos politisches Engagement auch eine institutionalisierte Wendung ein, indem er für National- (1987) und Europawahlen (1989) in den Reihen der kommunistischen Partei kandidiert. (5, S. 127) Sein Land steht derzeit nach dem Untergang der Diktatur vor zahlreichen politischen Herausforderungen und Saramagos Bereitschaft, daran teilzunehmen, spiegelt sich erneut auch in seinem literarischen Werk wider. In allen Romanen dieser Zeit (70er und 80er Jahre) spielt sich die Handlung in Portugal ab. Zusätzlich bilden Ereignisse aus der nahen und fernen Geschichte des Landes die zeitlichen Rahmen der Romane, die keineswegs nur als nüchterne und formale Kontextualisierung dienen. Es lässt sich feststellen, dass Portugal und seine Geschichte die übergreifende und vordergründige Hauptfigur der ersten Romane von Saramago bilden. 1977 wohnt er bei einer Arbeiterfamilie in Lavre, um das Leben der Tagelöhner näher kennenzulernen, die er im Roman „*Levantado do Chão* (Hoffnung in Alentejo, erschienen 1980) zu Hauptfiguren macht. (25) 1980 bereist er sein Land fast komplett von Norden nach Süden, um Materialien für den Reisebericht „*Viagem a Portugal*“ (Die portugiesische Reise) zu sammeln. Seine künstlerische Entfaltung basiert auf persönlichen Erfahrungen und historischen Begebenheiten, die ihn und sein eigenes Land geprägt haben. In der Einführung des Buches „Die portugiesische Reise“ fasst Saramago seine damalige erzählerische Konzeption zusammen:

Diese portugiesische Reise ist eine Geschichte. Die Geschichte eines Reisenden innerhalb der Reise, die er gemacht hat, die Geschichte einer Reise, die einen Reisenden in sich trägt, die Geschichte einer Reise und eines Reisenden, vereint in einer bewussten Verschmelzung dessen, der sieht, und dessen, das gesehen wird, [...] Der Rei-

sende reist durch sein eigenes Land. Das bedeutet, er reist durch sich selbst, durch die Kultur, die ihn prägte und immer noch prägt, es bedeutet, dass er über viele Wochen ein Spiegel für von außen auf ihn einströmende Bilder war. (9, S. 9 f.)

Über Portugal hinaus (bis nach Stockholm)

Anhand der tatsächlich durchgeführten Reise und der literarischen Auseinandersetzung mit seiner Heimat zeigt Saramago die enorme Bedeutung der Religion und die starke katholische Ausprägung der portugiesischen Gesellschaft. Durch seine kommunistische Überzeugung betrachtet er allerdings alle Religionen als profitorientierte Instanzen, „*die Menschen nicht nur einander nicht näherbringen, sondern auch in ständiger Feindschaft halten*“. (8, S. 172) Dieser Zwiespalt zwischen seiner Überzeugung und dem in Portugal stark verbreiteten Glauben veranlasst Saramago zur Auseinandersetzung mit dem Ursprung der Religion: nämlich mit der Rolle und mit der historischen Figur von Jesus Christus. Am 7. November 1991 wird Saramagos siebter Roman „*O Evangelho segundo Jesus Christo*“ (Das Evangelium nach Jesus Christus) herausgebracht. Hierbei werden Jesus sehr menschliche Attribute und Eigenschaften zugewiesen, die ganze Erzählung unterscheidet sich grundsätzlich von der dogmatischen Interpretation und Überlieferung der Geschichte Jesus' seitens der Kirche.

Wie alle Menschenkinder wurde der Sohn von Joseph und Maria dreckig von dem Blut seiner Mutter geboren [...], still leidend. (10, S. 69)

Außerdem zweifelt Jesus im Lauf des Romans an seinem eigenen Glauben und Gott wirkt als gleichgültige und außenstehende Allmacht. Daraus resultieren zahlreiche Kritiken und empörte Reaktionen besonders seitens der römischen Kirche und konservativer Politiker. In dem Artikel, der fast 20 Jahre später Saramagos Tod verkündet, bezeichnet ihn die Zeitung des Vatikans „*L'Osservatore Romano*“ noch immer als „*extremistischen Populisten*“. (7) Im April 1992 streicht der Unterstaatssekretär für Kultur Portugals, Antonio Sousa Lara Saramagos, Evangelium aus der Liste der portugiesischen Werke, die zur Kandidatur für den Preis der Europäischen Gemeinschaft ausgewählt worden waren. Als Begründung dafür bezeichnet er das Werk als verzweifelt und nicht repräsentativ für die katholischen Werte des portugiesischen Volkes. (5, S. 128) Saramago nimmt diesen Ausschluss als Zensur wahr und entscheidet sich gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau Pilar del Río, die er 1998 geheiratet hat, im Februar 1993 nach

Spanien auf die Insel Lanzarote auszuwandern. An dieser Stelle zeigt sich der widerspruchsvolle und hoch zwiespältige Werdegang zum Weltautor am deutlichsten. Es scheint so, als habe Saramago während der Zeit der Diktatur Ideen, Eindrücke und literarisches Bewusstsein gesammelt, um nach der Einführung der Demokratie ein unglaublich breites und hochwertiges Spektrum an Werken über Portugal in kürzester Zeit zu veröffentlichen. Seine Tätigkeit als Schriftsteller kann dadurch als aktive Teilnahme an dem Prozess der Demokratisierung seines Landes verstanden werden. Vermutlich wird ihm durch die Zensur von Antonio Sousa bewusst, dass Literatur ein enormes Potential als Mittel zur gesellschaftlichen Veränderung bzw. Aufklärung in sich trägt, und dass der Machtapparat und die Regierungen diesen subversiven Aspekt fürchten, obwohl sie sich durch demokratische Prozesse legitimieren lassen. Demokratie wird für den Schriftsteller spätestens zu diesem Zeitpunkt keineswegs als Synonym für soziale Gerechtigkeit und geistige Freiheit betrachtet. Deswegen setzt Saramago während der 90er Jahre sein politisches Engagement zunehmend fort, das einen sehr starken internationalen Charakter bekommt. In südamerikanischen Ländern (Brasilien 1997 und Peru 1998) sowie in Europa (Italien 1990, Spanien 1991 und Großbritannien 1995) erhält er bereits vor dem Nobelpreis Ehrendoktorwürden. (5, S. 140) Auch aus diesem Grund unternimmt er viele Reisen, die für ihn nicht dazu dienen, um unter Professoren wissenschaftliche Reden in Universitäten zu halten, sondern er setzt stets auch die gesellschaftlichen Bedingungen und Probleme der jeweiligen Regionen in den Vordergrund seiner Besuche. Das prägnanteste Beispiel dafür ist seine Stellungnahme und Unterstützung für die zapatistische Befreiungsbewegung in Chiapas (Mexiko), die 1994 mit einem bewaffneten Aufstand anfang, gegen die neoliberale Regierungspolitik und für die Rechte der indigenen Bevölkerung zu kämpfen. Saramago besucht 1998 Chiapas und hält eine Rede in Anwesenheit des Anführers der Bewegung, Subcomandante Marcos genannt. Nach dem Besuch schreibt er am 16. März einen Artikel für die spanische Zeitung „El Mundo“, in dem er verspricht: *„Das Wort Chiapas wird in keinem einzigen übrigen Tag meines Lebens fehlen“*. (6) Vermutlich ist es der internationale Charakter des zapatistischen Aufruhrs, die Saramago begeistert. Die Zapatisten kämpfen für die Selbstverwaltung ihrer Region und für die Gleichstellung ihrer Rechte, binden ihre Überlegungen und Forderungen immer in einen globalen Diskurs ein und zeigen, dass die neoliberale Politik überall auf der Welt die schwächeren Schichten der Gesellschaft unterwirft. Ab den 90er Jahren experimentiert er in seinen Romanen mit auf den ersten Blick absurden Szenarien, die immer metaphorisch philosophisch-soziale Fragen aufwerfen. Im Unterschied zu den vorherigen Werken, die sich ausnahmslos in Portugal abspielen, fallen die örtlichen Angaben weg, damit die Erzählungen an Universalität und Unbegrenztheit gewinnen. Dabei sind

die Interpretationen und die angedeuteten Anspielungen keineswegs einfach zu entziffern. Der Leser selbst bekommt eine bestimmte Orientierungslosigkeit, die die Handlungen der Romane charakterisiert. Hierdurch lässt sich feststellen, dass Saramago keine fertigen Antworten und Problemlösungsansätze bieten will. Bei ihm liegt der Schwerpunkt vielmehr bei der Feststellung einer gesamten Problematik, die erstmals auch metaphorisch angesprochen werden muss, um die Leser zu sensibilisieren, anzuregen und sie dann selbst zum Handeln zu motivieren.

Die Schwedische Akademie begründet am 8. Oktober 1998 die Nobelpreisvergabe an Saramago wie folgt:

Die Schwedische Akademie verleiht den Nobelpreis für Literatur dem portugiesischen Schriftsteller José Saramago, der mit Gleichnissen, getragen von Phantasie, Mitgefühl und Ironie ständig aufs Neue eine entfliehende Wirklichkeit greifbar macht. (22)

Hiermit wird durch die weltweit bedeutendste literarische Ehrung sein Versuch anerkannt, durch die Darstellung fiktionaler Werke, den Lesern eine Wirklichkeit näher zu bringen, die schwer zu erfassen und zu verstehen ist. All das unterstreicht die höchste Achtung der literarischen Konzeption von Saramago. In einer späteren Rede aus dem Jahr 2009, wo er sein letztes während seines Lebens erschienenes Buch „*Caim*“ (Kain) vorstellt, sagt er: „*Ich schreibe weder zum Gefallen, noch zum Missfallen, ich schreibe zum Beunruhigten.*“ (23) Aus der Beunruhigung über *die entfliehende Wirklichkeit* heraus müssten aber auch praktische Taten und reales Engagement generiert werden. Diese Überzeugung stellt Saramago selbst im Rahmen der Zeremonie der Nobelpreisverleihung am 7. Dezember 1998 dar, indem er während seiner Reden seinen analphabetischen Großvater, der Schweinehirt war, als den weisesten Mann bezeichnet, der ihm in seinem ganzen Leben begegnet ist. Hierdurch verbindet er auf eine unübliche Weise die traditionelle sowie gesellschaftlich anerkannte Kultur mit den ärmeren Menschen. Die institutionalisierten Kulturträger der Nobelzeremonie hätten laut Saramago von den *Ungebildeten* viel zu lernen. (21) Des Weiteren nutzt er die Gelegenheit der enormen medialen Resonanz des Anlasses aus, um drei Tage später, am 10. Dezember 1998, vor dem schwedischen Königsgeschlecht das 50-jährige Jubiläum der am gleichen Tag des Jahres 1948 verabschiedeten „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ zu honorieren. (21) Der Versuch, die Menschenrechte tatsächlich umzusetzen und sie für alle Menschen gleichermaßen zu respektieren, bildet die letzte Herausforderung, der Saramago sich während seines Lebensabends widmet. Aus diesem Grund vereint er in der

von ihm am 29. Juni 2007 in Lissabon gegründeten Stiftung José Saramago (20) die Verbreitung seines Werkes und die Unterstützung neuerer Autoren portugiesischer Sprache (19) mit dem Verwirklichungsversuch der Menschenrechte. In seiner „*Declaração de Princípios*“ (Erklärung der Prinzipien, die den Grundstein wie das geistliche Manifest der Stiftung bilden) weist er auf die moralische Pflicht jeder in der Stiftung tätigen Person hin, nach den Grundsätzen der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ zu handeln. Dadurch wird der Versuch unternommen, globale Probleme (wie die Gefährdung von Umwelt und Menschenrechten) zu bekämpfen und zu thematisieren. (18) Er schließt sein Dokument wie folgt ab:

Como se vê, não vos peço muito, peço-vos tudo. (Saramago: Erklärung, dt: „Wie man sieht, ich bitte euch nicht um vieles, ich bitte euch um alles.“)

Durch diesen Satz kann man Saramagos größten Wunsch erkennen, dass seine Leser und alle Menschen, die sich durch sein Werk zusammengeschlossen bzw. angesprochen fühlen, über die literarische Dimension hinaus weiterdenken, um die reale Welt vor „*dem Ende der Zivilisation*“ (5, S. 137) zu warnen und zu bewahren. Was aus dieser besseren Welt an Literatur und fiktionalen Welten entstehen kann, bleibt uns selbst überlassen. Saramago stirbt drei Jahre später, am 18. Juni 2010, auf der Insel Lanzarote. (16)

Literatur

1. *Corriere della Sera*: Einaudi rifiuta Saramago [http://lanostrastoria.corriere.it/2009/05/29/einaudi_rifiuta_saramago_che_a/] Abruf vom 26.10.2014, Übersetzung des Verfassers.
2. *Del Rio, Pilar*: Das einst verlorengegangene und wiedergefundene Buch. Vorwort, in: José Saramago, *Claraboia oder wo das Licht einfällt*, Hoffmann und Campe, Hamburg 2013.
3. *Erklärung seitens der Schwedischen Nobel Preis Akademie* [https://www.youtube.com/watch?v=7_vKuXo_jko] Abruf vom 8.11.2014.
4. *Frankfurter Allgemeine*: Saramago verlässt Rowohlt [<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kulturnachrichten/kulturnachrichten-vorsicht-erotik-1971882-bg4.html>] Abruf vom 26.10.2014.

5. *Grossegeesse, Orland: Saramago lesen. José Saramago: Werk – Leben – Bibliographie*, Walter Frey, Berlin 2009.
6. José Saramago: Todos somos Chiapas [<http://www.elmundo.es/larevista/num129/textos/chiapas.html>] Abruf vom 8.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
7. *L'Osservatorio Romano: L'onnipotenza (presunta) del narratore* [<http://www.osservatoreromano.va/de/news/lonnipotenza-presunta-del-narratore>] Abruf vom 7.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
8. *Saramago, José: Das Tagebuch. Mit einem Vorwort von Umberto Eco, Hoffmann und Campe, Hamburg 2010.*
9. *Saramago, José: Die portugiesische Reise, Hoffmann und Campe, Hamburg 2012.*
10. *Saramago, José: Il Vangelo secondo Gesù Cristo. Giulio Einaudi Editore, Torino 2002.*
11. *Saramago, José: Kleine Erinnerungen, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2009.*
12. *Saramago, José: L'anno della morte di Ricardo Reis, Giangiacomo Feltrinelli Editore, Milano 2010.*
13. *Spiegel-Online: Zum Tode José Saramagos* [<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/zum-tode-jose-saramagos-der-mensch-hat-aufgehoert-sich-selbst-zu-achten-a-701688.html>] Abruf vom 26.10.2014.
14. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/autobiografia-de-jose-saramago/>] Abruf vom 27.10.2014, Übersetzung des Verfassers.
15. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/bibliografia-ativa-de-jose-saramago/>] Abruf vom 25.10.2014, Übersetzung des Verfassers.
16. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/biografia-jose-saramago/>] Abruf vom 7.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
17. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/cronobiografia/>] Abruf vom 7.11.2014, Übersetzung des Verfassers.

18. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/declaracao-de-princi-pios/>] Abruf vom 9.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
19. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/estatutos-fundacao-jose-saramago/>] Abruf vom 9.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
20. *Stiftung José Saramago* [<http://www.josesaramago.org/quem-somos/>] Abruf vom 9.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
21. *Stiftung José Saramago* [https://www.dropbox.com/s/ly47putkg2664me/discursos_estocolmo_portugues.pdf] Abruf vom 8.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
22. *The Official Web Site of the Nobel Prize*: Liste der Nobelpreisträger für Literatur [http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/] Abruf vom 8.11.2014.
23. *Vorstellung des Buchs „Kain“* [<https://www.youtube.com/watch?v=9z2ax1qFReg>] Abruf vom 8.11.2014, Übersetzung des Verfassers.
24. *Zeit-Online*: José Saramago, der Unbeugsame [<http://www.zeit.de/politik/2010-06/nachruf-saramago>] Abruf vom 24.10.2014.
25. *Zeit-Online*: Wo die Hoffnung wuchs [http://www.zeit.de/1998/51/199851.saramago_.xml] Abruf vom 7.11.2014.

Abbildung

Abb.: Jerónimo, *Miguel*: Obrigado, José Saramago [<http://rabiscosdoluar.blogspot.de/2014/11/obrigado-jose-saramago.html>] Abruf vom 9.3.2015.

Warum schreibe ich über Jil?

Julia Grobe

Jedes Jahr erscheinen Biografien oder neue Auflagen von bekannten, populären Persönlichkeiten. Immer wieder versuchen Autoren, sich einer Person, deren Lebensweg und brandneuer Details anzunehmen, wie es keiner je zuvor getan hat. Im Folgenden schreibe ich über einen Menschen, von dem Sie in den Medien zuvor ganz bestimmt noch nichts gehört oder gelesen haben.

Meine biografische Skizze ist Jil, einer 20 Jahre jungen Frau mit großem Potenzial, gewidmet. Trotz stetigem Gegenwind, dem sie standhalten muss, ist sie engagiert und voller unerschöpflichem Tatendrang. Nicht nur ihre eigenen Ziele verliert sie nie aus den Augen, sondern steckt darüber hinaus mit Eifer ihre Mitmenschen an und verhilft ihnen zu großen eigenen Erfolgserlebnissen. An dieser Stelle möchte ich Jil danken und ihre unbeugsame, menschliche Art ehren, die ich sehr schätze.

Jil im Gegenwind – 20 turbulente Jahre

Ein Mädchen, das schon früh einen starken Lebenswillen in sich trug, sodass sie ihrer Mutter das Leben nicht leicht machte. Als Embryo viel zu klein, der Arzt unambitioniert oder einfach nur zu realistisch, hatte er mit seinen Prognosen der Mutter bereits die Hoffnung geraubt. Die Überlebenschancen seien enorm gering gewesen. Doch das Glück suchte sich seinen Weg und kam am 12. August 1993 auf die Welt.

Kindheit und Elternhaus

Jil wuchs gemeinsam mit ihrem vier Jahre älteren Bruder auf. In den ersten Jahren der beiden Kinder waren beide Elternteile stark beruflich eingespannt und so kam täglich eine peruanische Tagesmutter zur Unterstützung bei den alltäglichen Aufgaben der Familie. Die Mutter, Anette, ist Kinder- und Jugendpsychotherapeutin und der Vater, Christian, Arzt. Doch das hohe Arbeitspensum hielt die Eltern keineswegs davon ab, sich für ihre Kinder stets zu engagieren und ihnen viele Seiten und Möglichkeiten, sich weiter zu entwickeln, aufzuzeigen und sie zu ermutigen. Häufig unternahm die Familie Reisen zum Bergwandern, Eisklettern und Skifahren. Die Kinder sollten nicht zurückstehen. Mit großer Begeisterung nahm Jil darüber hinaus an Bergsteiger-Touren, organisiert von der Jugend des Deutschen Alpenvereins, teil. Nicht zuletzt versuchte Anette ihre Tochter für das klassische Ballett zu begeistern. Doch nach kurzer Zeit beendete die Lehrerin selbst den Unterricht. Sie hatte keinen Zugang zu dem unbändigen Mädchen gefunden und befand Jil nach nur wenigen Unterrichtsstunden als nicht zu disziplinieren. Dieses muntere, eigensinnige Verhalten sollte sich auch bald in der Grundschule zeigen. (9, 10)

Mit sechseinhalb Jahren, kurz vor Jils Einschulung, verunglückte der Vater tödlich. Jener Moment, in dem ein liebender Mensch aus dem gegenwärtigen Leben ihn liebender Menschen herausgerissen wurde, war ein Schlag und waren Schmerzen, die von Anette, Jil, ihrem Bruder und auch Familienangehörigen lange getragen werden mussten.

An dem Tag hatte mich meine Mutter verfrüht aus dem Kindergarten abgeholt. Merkwürdig war, dass meine Erzieherin mich nach draußen begleitete, was sie sonst nie tat. Die Umarmung zwischen meiner

Mutter und der Erzieherin war ungewöhnlich, da merkte ich schon, dass etwas nicht stimmte. An die Situation kann ich mich bis heute noch genau erinnern. Wir saßen im Auto, meine Patentante saß auf dem Fahrer-, meine Mutter auf dem Beifahrer- und ich auf dem Rücksitz. Meine Mutter drehte sich zu mir um und sagte: ‚Jil, etwas ganz Schlimmes ist passiert, Papa ist gestorben.‘ Ich bin mir sicher, ich habe es zum damaligen Zeitpunkt nicht verstanden. Zuhause angekommen, warteten bereits meine Familie und unser engster Bekanntenkreis. Wir hatten noch den Weihnachtsbaum, der im Wohnzimmer stand. Es war wirklich eigenartig, der bunt beleuchtete Baum zwischen all den traurigen Gesichtern, es wollte einfach nicht passen. Am nächsten Tag war er verschwunden. (8)

Zum Befremden ihrer Mutter sprach sie später nie über den Tod ihres Vaters, einzig an dessen Todestag.

Ich schätze, meine Mutter erzählte mir die Geschichte an diesem Abend mindestens fünf Mal. Immer und immer wieder, weil ich immer und immer wieder danach fragte und das sehr enthusiastisch. Rückblickend stelle ich es mir für meine Mutter unerträglich vor, die Geschehnisse jedes Mal aufs Neue berichten zu müssen. Aber ich denke, sie war sich dessen bewusst, dass, wenn ich es mir auf diesen Weg begreiflich machen konnte, indem sie mir die Situation immer wieder vor Augen führte, dann ist das so. (8)

Jil prägte die innere Haltung, sich nur auf sich selbst verlassen zu können. (7)
Eine Haltung, welche sie noch weit bringen sollte, – voller Stärke, Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit.

Von der kleinen Rebellin zur Absolventin

Sieben Jahre alt und einen so starken eigenen Willen, den so manch ein erwachsener Mensch nicht in sich trägt. Gedanken, Ideen umsetzen wollen, ausprobieren, kreativ sein, sich rivalisieren und behaupten, das war Jil und so „mischte“ sie nun in der Grundschule sowohl Schüler als auch Lehrer und Lehrerinnen „auf“. Dabei wurden die nervenschwachen Pädagogen unter ihnen zeitweise stark auf die Probe gestellt.

Ein Mädchen mit schroffem Ton, einer unbändigen Lebhaftigkeit, fantasiereich und erfinderisch, jedoch mit einer sehr schwachen Sozialkompetenz.

Welch eine Herausforderung, war der Gedanke vieler, doch nicht aller, Lehrer. Teilweise erreichte gerade dieses ungewöhnliche, aber eben auch kompromisslose Verhalten ihre Mitmenschen und machte sie liebenswert. So war sie bei einigen Lehrern sehr beliebt und wurde von Schülern als Rebell ebenso wie als Kompagnon geschätzt. Regeln und Vereinbarungen löste sie auf bzw. machte sich ihre eigenen und veränderte diese stetig nach ihrem Belieben. Zum Beispiel ließ sie sich bei Gruppenarbeiten keine Themen oder Ähnliches vorschreiben, nein, sie kreierte ihre eigenen und unterhielt die Mitschüler fleißig und munter zum Ärgernis der Lehrer. Das, was ihr in dem Moment vorschwebte, setzte sie um.

Konfliktfrei waren die ersten Grundschuljahre wahrlich nicht. Eine Freundschaft hat sich jedoch in dieser Zeit besonders bewährt. Jil und Lukas, dessen Eltern sich ebenfalls mit Anette befreundeten, waren ein wunderbares Team. So forderten die zwei sich stets bei all den närrischen Einfällen und Streichen gegenseitig heraus. Wenn Jil „einen Stein warf“, warf er zwei mit all seiner Kraft zurück. Zu der Zeit hatte sie einen wahren Freund in Lukas gefunden und ein zweites Zuhause in seiner Familie obendrein.

Gemeinsam wechselten Jil und ihre große Kinderfreundschaft von der Grundschule zur Oberschule. Letztlich hatte sie Fortschritte in ihren Leistungen gemacht, besonders beim Arbeiten und im Umgang mit anderen war sie milder geworden. Etlichen Grundschullehrern zufolge hatte es in der Vergangenheit dringlichen Besserungsbedarf gegeben, da sonst die Noten deutlich darunter gelitten hätten. (9, 10, 11) Schließlich sah der Klassenlehrer ihr verstecktes Potenzial und sprach Jil in der 6. Klasse eine Realschulempfehlung aus. In den Alltag der Oberschule fand sie sich relativ schnell ein. Lukas hingegen suchte den Kontakt zu den Drogen und sollte aus dem Kreislauf des zunehmenden Konsums nicht mehr herausfinden. Die Interessen der zwei waren nun von Grund auf verschieden. Jil erkannte die neuen Leistungsanforderungen, die an die Schüler gestellt wurden. Ihre Zielstrebigkeit setzte sie nun nicht mehr gegen die Schule, sondern für sie ein, um in dem Schulsystem nicht unterzugehen. Lukas hatte sie schon immer als weltoffenen und experimentierfreudigen Menschen eingeschätzt (8); ihm jedoch im damaligen Alter aus eigener Kraft und Überzeugung herauszuhelfen, war nicht vorstellbar. Neue Freundschaften entwickelten sich zu einer großen Gemeinschaft, von der Jil ein Teil war. Unternehmungen, Abenteuer im Park und zahlreiche Anlässe zum Feiern stärkten den Zusammenhalt der Gruppe. Es war zu jeder Zeit ein buntes Mischen, das gleichzeitig viel Gesprächsstoff, Intrigen und eine Menge Wirbel mit sich brachte. Hinzu kam das Ausprobieren von Drogen, welches in der 8. Klasse eine

immer größer werdende Rolle bei so manchen Mitschülern spielte. Theo, die erste Verliebtheit ihres Lebens, sollte davon ebenfalls nicht verschont bleiben. Auch ihn sollte Jil, wie bereits ihren Kinderfreund Lukas, vor dem Hintergrund des massiven Drogenkonsums und der Sucht letztendlich verlieren. Theo war stets bei den Unternehmungen der Gruppe dabei, so lernten die beiden sich schnell besser kennen. Sein Humor hatte es Jil besonders angetan. Doch Theo war bereits verstärkt an anderem interessiert. Sein einschneidender Weg zu den Drogen veranlasste seinen Adoptivvater letztlich zu einer Entscheidung: Theo wird in eine Entzugsklinik eingewiesen. Obwohl Jil eine lange Zeit davon überzeugt war, dass es ihr *„immer irgendwie gelingt zu helfen“* (8), waren ihr dieses Mal die Hände gebunden. Zwangsläufig zu akzeptieren, nicht mehr helfen zu können, war anfangs für sie ein ausgeschlossener Gedanke. Zunehmend wurde die *„Frage vom Versagen“* (8) in ihrem Kopf lauter. Freunde bemühten sich, ihr schonend beizubringen, dass sie hier chancenlos sei. Letzten Endes handelte Theo selbst gegen die Person, welche für ihn eingestanden hatte, sich eben nicht wie andere von ihm entfernt und ihn aufgegeben hatte. Die zwanzig Euro, die er ihr gestohlen hatte, waren für sie weitaus mehr. Es war ein Vertrauensbruch und zugleich ein endgültiges Auseinanderbrechen.

Zum Ende der 9. Klasse bricht Jil den Kontakt zu ihrer Gruppe ab. Nur zu einem Klassenkameraden pflegte sie nun eine enge Freundschaft, auch außerhalb der Schulzeit. Kurt ist der Einzige, dem sie sich anvertraut und er sich ihr. Kurt ist nicht jemand der großen Worte, er ist der, auf den man sich in jeder Lebenslage verlassen kann, ein gewissenhafter und unfassbar treu gesinnter Freund, den Jil in Zukunft immer an ihrer Seite haben wird. Die Klasse betreten sie nur für den Unterricht und hielten sich nach dem Ende nicht weiter dort auf. Beide waren sie abgeschieden vom Klassenleben, auch Kurt, der nie ganz zu der Gruppe gehört hatte. Jil suchte sich eine Freizeitbeschäftigung, die sie auf andere Gedanken und zugleich ein anderes Umfeld bringen sollte. So fing sie an der renommierten Tanzschule Keller einen Standardtanz-Kurs an. Dank dieser Entscheidung ergab sich schon bald eine Passion, welche reine Lebensfreude wecken sollte. Eine Passion, die eine andere Tanzbegeisterte genauso teilte. Nach nur wenigen Tanzstunden entwickelte sich so eine große Sympathie zwischen den beiden. Nach vielen Kursen, albernen Lachkrämpfen beim Wiener Walzer und gemeinsamen Stunden in Cafés waren Jil und Julia zu besten Freundinnen geworden. Eine Freundschaft, die sich trotz zwei eigensinniger aufeinander treffender Köpfe lange bewähren wird.

Zur Prüfungszeit baute Jil den Kontakt zu vielen Mitschülern langsam wieder auf. Anstatt der engen Freundschaften von früher blieb es jetzt eher bei locke-

ren Bekanntschaften. Ihr war bewusst, die ursprüngliche Gruppe, wie sie in der 8. Klasse existierte, würde sich ohnehin verkleinern, da einige nach dem Mittleren Schulabschluss die Oberschule verlassen würden. Jil war fasziniert von den Wegen, die ihre Mitschüler einschlugen, ein Schuljahr im Ausland zu verbringen. Doch sie gestand sich selber ein, dass sie noch nicht bereit dazu war. Das Interesse und der Reiz hingegen, nach dem Abitur ebenfalls solch ein Projekt zu starten, wuchsen nun von Jahr zu Jahr. Allein die Vorstellung, direkt nach dem Abitur ein Studium anzuknüpfen, war in Jils Augen ein Graus. Einmal Deutschland den Rücken kehren, alle bekannten Gesichter hinter sich lassen und einen völlig anderen Kurs einschlagen. Das war ihr Traum. Tatsächlich ist das elfte Jahr ihr leistungsstärkstes an der Oberschule. Ein gutes Verhältnis zu allen, erfolgsorientiert mit dem Ziel, die Schullaufbahn mit dem Abitur zu beenden. Dass Jil diesen Abschluss anstreben wird, hatten sich fünf Jahre zuvor sowohl ihre Lehrer als auch die Familie nicht auszumalen versucht.

Während der 12. Klasse fasst sie den Entschluss, ein Freies Soziales Jahr im Ausland zu absolvieren. Von den Erzählungen ihrer Mutter begeistert, später beruflich in die Psychologie oder Sozialarbeit einzusteigen, wäre das Auslandsjahr zudem eine Möglichkeit herauszufinden, ob dies zukünftig der richtige Berufsweg ist. Im November widmete sie sich erneut ihrem festen Vorhaben, sich ein Jahr im Ausland zu engagieren. An einem Infotag der Entsendeorganisation Berliner Missionswerk, von der Jil durch Bekannte erfahren hatte, ließ sie sich durch Stellenbeschreibungen von einigen ehemaligen Freiwilligen nicht nur informieren, sondern des Weiteren inspirieren. Einen besonderen Eindruck hinterließen bei Jil die Erfahrungen über die Arbeit in Kapstadt, der Hauptstadt Südafrikas, die innerhalb der Provinz Western Cape liegt. Genauer gesagt, die soziale Arbeit und Unterstützung im Gemeindezentrum Lutheran Community Centre iThemba Labantu, das sich inmitten eines der kriminellsten Townships Südafrikas, namens Philippi, befindet. Es weckte in ihr den Reiz, selbst tätig zu werden, sodass sie sich schon bald beim Berliner Missionswerk um eine Stelle im Ökumenischen Freiwilligenprogramm bewarb. Jil wäre nicht Jil, wenn sie dies nicht ganz auf ihre Art getan hätte. Für sie hieß es nun, das, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, in die richtigen Bahnen zu leiten, jedoch unter einer einzigen Bedingung: *„Entweder genau das oder gar nichts.“* (8) Für Jil gab es nur diese eine Stelle, eine Alternative kam nicht in Frage. Demnach schrieb sie in den Bewerbungsformularen Kapstadt auf Platz 1, die anderen zwei Plätze für Ausweichstellen vergab sie erst gar nicht. Eine gewagte Entscheidung, die tatsächlich alles oder nichts bedeuten konnte. Wenig später lud das Berliner Missionswerk Jil zu einem Wochenende für das Auswahlseminar ein, um sich ein Bild machen zu können, inwieweit sie den Aufgaben und Herausforde-

rungen vor Ort gewachsen wäre. Das bedeutete noch keine Zusage, doch das Interesse an ihrer Person und ihren Qualifikationen hatte sie bei den Damen und Herren des Berliner Missionswerks sehr wohl geweckt. Im Dezember bekam Jil die entscheidende Nachricht. Neben weiteren Bewerbern hatte sie voll überzeugt und hielt die Zusage für ihre Wunschstelle in Kapstadt endlich in den Händen. Diese Situation veränderte ihre Sichtweise vollkommen. Jetzt war es nicht nur das Abitur, das sie anstrebte, sondern weitaus mehr. Kurz darauf folgten zahlreiche Vorbereitungsseminare, an jedem einzelnen nahm sie teil.

Trotz alledem sollte ein lustiger Abend mit Freunden die Gefühlswelt von Jil auf eine ganz andere Weise auf den Kopf stellen. Es war eine der angeheizten, lebhaften Partys, die prädestiniert waren zum sorgenfreien Feiern, alles hinter sich lassen und den Gefühlen freien Lauf zu lassen. Freunde und Freundesfreunde kamen, wobei einer der Gäste auch Theo war, Jils alte Schulliebe. Und da war es, das einstmalig kitzelnde Gefühl zwischen den beiden lag in der Luft und ein leicht erregendes darüber hinaus. Das Treffen sollte vieles von Grund auf zwischen den beiden verändern. Nach Jahren kamen sie sich nun innerlich wieder näher und das, was als eine Leidenschaft rasch begonnen hatte, entwickelte sich zu einer großen, scheinbar unsterblichen Liebe und zu Jils erster Liebesbeziehung, wenngleich Jil doch eher diejenige war, die der Beziehung keine großen Chancen gab. Denn das Abitur und die damit verbundene intensive Lernzeit standen bevor und bis zur Abreise nach Kapstadt waren es nur noch wenige Monate. Es war ein Versuch ihrerseits, sich das Glück auszureden.

Theo brachte Jil jederzeit zum Lachen, auf irgendeine Weise vollbrachte er es immer. Zeitweise schien das Glück frei von Sorgen oder Bedenken zu sein. Ein trügerisches Bild. Theo hatte bereits die Entzugsklinik erfolgreich beendet. Durch kleine Jobs hielt er sich oft geradeso über Wasser. Allerdings hielten die Arbeitsverhältnisse alle nicht lang. Häufig gerieten sie aufgrund solcher Probleme, aber vor allem wegen ihrer ganz und gar unterschiedlichen Sichtweisen aneinander. Doch das kam nicht von ungefähr. An etwas festhalten wollen, zubeißen und nicht mehr los lassen –, so stark dies bei Jil in ihrem Inneren schon als Kind verankert war und Wurzeln schlug, hatte Theo auf der anderen Seite diese Eigenschaft lange noch nicht in sich entdeckt. Jils Mutter hatte nie wirklich mit der alten Schulliebe ihrer Tochter sympathisiert, mehr akzeptierte sie nur die Zuneigung ihrer Tochter und eher dominierten Zurückhaltung und Skepsis in ihr. Da kamen Diskussionen und Streitigkeiten zwischen Jil und Anette nicht selten vor.

Jil ließ sich jedoch in keiner Weise von ihren Zielen und der notwendigen Disziplin in Vorbereitung auf das Abitur abbringen. Es war vor allem die unbeschreibliche Freude auf das Jahr in Südafrika, die sie weiter anspornte. Im Juni schlussendlich bekam sie das Zeugnis der 13. Klasse überreicht, sie hatte das Abitur mit Erfolg und zu ihrer Zufriedenheit bestanden.

Abschied und Aufbruch

Der 22. August 2013, der Tag der Abreise, war gekommen. Vieelerlei Dinge hatte Jil bereits in den letzten Monaten organisieren und bedenken müssen und dennoch waren ein paar wenige Punkte noch offen geblieben, wie auch die derzeitige finanzielle Situation von Theo, welche Jil schließlich arg beunruhigte und ihr zu denken gab. Um ihre Tochter nicht mit einem ungutem Gefühl fliegen zu lassen, bezahlte Anette nach einem Gespräch all seine Schuldenberge bis auf die letzten 100 Euro ab, Jil zuliebe. Diese Geste gab Jil einen sicheren Boden unter den Füßen und ein Gefühl von einem Hauch Optimismus Theo betreffend, so kurz vor dem Abflug, wenngleich nicht zu leugnen war, dass das kommende Jahr dennoch einen bitteren Beigeschmack brachte. Es bedeutete schließlich auch, ihre Liebe, Theo, in Deutschland zurückzulassen, ihn sehr lange nicht sehen und ihm erst recht nicht in einer misslichen Lage helfen zu können, so wie sie ihm in dieser Zeit zur Seite stand.

Ihr Bruder hatte sich bereits zu Hause in der Wohnung von seiner Schwester verabschiedet. Am Flughafen angekommen, warteten die Patentante und die zwei engsten Freunde, Kurt und Julia, am Terminal.

Der Abschied von meiner Familie und meinen Freunden am Berliner Flughafen fiel mir sehr schwer. Aber das Gefühl der Vorfreude war trotzdem kaum zu bändigen. Schon im Flugzeug waren mein Mitbewohner Daniel und ich so gespannt, was uns in Kapstadt alles erwarten wird, dass alles Andere schnell verflog. Unsere einjährige Reise in das für uns unerforschte Kapstadt konnte beginnen! (4)

Mit Daniel sollte Jil nun gemeinsam das Jahr über in Kapstadt wohnen und arbeiten, denn die Stelle war für zwei Freiwillige ausgeschrieben worden. Zum ersten Mal begegnet war sie dem zwei Jahre jüngeren Mitfreiwilligen auf den Vorbereitungsseminaren. Sie verstanden sich von vornherein so gut, dass sie schnell Freundschaft schlossen – welche eine glückliche Zusammenkunft der beiden Freunde. Bereits im Januar, einen Monat nach der schriftlichen Zusage, begannen die Treffen aller ökumenischen Freiwilligen, die das Ber-

liner Missionswerk im August entsenden würde. So trafen Jil und Daniel bei den zahlreichen Begegnungen auf die Freiwilligen für die Stellen in Tansania, Kuba, Italien, England und in den palästinensischen Autonomiegebieten. Es waren beispielsweise das Armutseminar, ein entwicklungspolitisches und ein länderspezifisches Seminar und viele weitere, bei denen sie auf potenzielle Gefahrensituationen in den Krisengebieten aufmerksam gemacht wurde und das Bewusstsein für Themen wie politisches System, Wirtschaft, kulturelle Aspekte, bestehende Diskrepanzen und gleichermaßen für Notfälle geweckt werden sollte. Ein besonders eindringlicher Hinweis galt der Sichtweise vieler Schwarz-Südafrikaner bezüglich der weißen Hautfarbe einer Frau.

Häufig werden diese Frauen mit Reichtum gleichgesetzt und als Rarität angesehen, so dass sie in gewissen Situationen einen gefährlichen optischen Reiz darstellen. Auch Jil mit ihrem blassen Teint und den blonden Haaren sollte das zu spüren bekommen. Den bei weitem größten Eindruck hinterließen jedoch bei Jil die Gespräche mit den ehemaligen Freiwilligen, die bereits ein Jahr in Kapstadt gearbeitet haben. Erst durch diese bekam sie einen wahrhaftigen Einblick in das Arbeiten und Wohnen im Township Philippi, in die vielseitigen Arbeitsbereiche, die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung und auch in die aktuelle Situation dort, – sehr bereichernde Erzählungen und mitunter zahlreiche schockierende, aufrüttelnde Fallbeispiele.

Mit dem Einsteigen in das Flugzeug hatte Jil das realisiert, von dem sie schon länger geträumt hatte: Einmal Deutschland den Rücken kehren, alle bekannten Gesichter hinter sich lassen und tatsächlich einen völlig anderen Kurs einzuschlagen. Das war der Moment, an dem sie nun insgesamt dreizehn Schuljahre, ihr zu Hause, ihre Familie, auch die Obhut ihrer Mutter, Freunde und Liebe verabschiedete und eine neue, für sie eine bislang fremde Welt willkommen hieß – ein Wendepunkt in Jils Leben.

Leben in Südafrika

Wir sind am Donnerstag, den 22. August nachmittags am Flughafen von Kapstadt angekommen. Am Freitag war bereits unser erster Arbeitstag. Zeit mich einzuleben oder mir Gedanken über die neue ungewohnte Umgebung zu machen, hatte ich nicht. (4)

Nach zweiundzwanzigeneinhalb Stunden erreichte Jil gemeinsam mit Daniel ihr Ziel, Kapstadt. Eine ehemalige Freiwillige, die ebenfalls vor einigen Jahren entsandt wurde, holte die beiden ab und fuhr mit ihnen auf direktem Weg in das

Center iThemba Labantu für einen Rundgang und einige Einweisungen. Zum ersten Mal sah sie ihre Arbeitsstelle, welche übersetzt den Namen „Hoffnung für die Menschen“ trägt. Eine kleiner Ort, ein Lichtblick, umgeben von Armut, zerrütteten Familien, Kriminalität und Drogen, – vielmehr umschlossen von dem großen Elend. Doch dass dieser Ort und die Menschen sie derartig schnell mitreißen würden, hatte Jil zu diesem Zeitpunkt nicht erahnen können. Gleich zu Anfang nahm sie sich vor, keine Erwartungen in irgendwelche Richtungen zu hegen, sondern im Gegenteil alles auf sich zukommen zu lassen. (1)

Der erste Arbeitstag war ein Sprung in das eiskalte Wasser: Jil setzte sich zu Lyabona auf das Sofa, einem elfjährigen Mädchen aus dem Township Philippi. Auf dem Tisch vor ihnen lag ein Blatt Papier. Es war bedruckt. Mit dem Gedanken, dem Mädchen beim Schreiben etwa von Hausaufgaben zu helfen, beugte Jil sich hinüber und las die Fragen, die dort geschrieben standen: Wie fühlst du dich zwei Wochen später? Was empfindest du dabei, dass andere über deine Situation Bescheid wissen? Jil konnte sich in dem Moment kein Bild davon machen, was nun kommen sollte. Und sie fragte Lyabona, um was es sich bei dem Blatt handelte. Ohne längeres Zögern fing das Mädchen an zu erzählen, wie drei junge Männer sie sexuell missbraucht hatten. (8) Ausführlich beschrieb sie die Situation, den Akt ihrer Vergewaltigung. Unterdessen kein beschämender Blick. Äußerlich war sie völlig emotionslos. In Jils Augen brannten die Tränen, unter keinen Umständen will sie diesen freien Lauf lassen. Das Gefühl in ihr war und ist auch ein Jahr später unbeschreiblich. (8)



Abb. 1: Jil in Südafrika

Nach kürzester Zeit vor Ort und zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie mit einer Vergewaltigung und solch geschilderter Situation konfrontiert, völlig unerwartet. Was zum damaligen Zeitpunkt für Jil noch unvorstellbar war, sollte später, im Laufe des Jahres, der Schwerpunkt ihrer Arbeit sein. Es war die erste Stunde und der erste Kontakt mit ihrer Einzelschülerin. Lyabona war zu der Zeit elf Jahre alt und besuchte die 4. Klasse, konnte jedoch weder lesen, schreiben noch richtig rechnen. Der Grund dafür liegt im südafrikanischen

Schulsystem, das Kinder ebenso wie Jugendliche nicht nach dem Können beurteilt und den Klassenstufen zuteilt, sondern stattdessen das Alter der Schüler walten lässt. Lyabona kam aus sozial schwachen Verhältnissen. So wuchs sie von Geburt an in einer Familie auf, in der beide Elternteile arbeitslos und stark alkoholabhängig waren. Nicht nur während der Schwangerschaft nahm die Mutter Alkohol zu sich und schadete ihrem Kind, das sie in sich trug. Auch als Kleinkind verabreichte sie dem Mädchen eine gewisse Menge Alkohol, um diese ruhig zu halten. Lyabonas Situation ähnelte der von vielen Kindern aus dem Township, das war kein Einzelfall. So widmete sich Jil dem Mädchen besonders intensiv von Montag bis Donnerstag im Einzelunterricht, um ihre Chancen in der Schule zu verbessern und realer werden zu lassen. Mit Eifer und voller Zuversicht setzte sie sich das Ziel, ihr bis zum Ende des Jahres lesen und schreiben beizubringen. Schnell merkte sie, dass weitaus mehr Probleme und Arbeit auf sie zu zukommen würden, als sie anfangs dachte, denn Lyabona war häufig unmotiviert und schlecht gelaunt oder arbeitete unkonzentriert. In solchen Fällen fiel es Jil schwer, einen Zugang zu ihr zu finden. Selber sagt sie: „Ich war schon immer eine Person, die gerne die eigenen Grenzen testet.“ (1) Nach einer Bitte, die sie nach Deutschland schickte, folgte die Sendung eines Pakets.

Sie hatte einen Weg gefunden, wie sie mit Lyabona und den anderen Kindern im Center ein innigeres Verhältnis aufbauen und des Weiteren die Arbeit mit ihnen ebenso wie den Unterricht erleichtern könnte. So ließ Jil sich jede Menge Spielzeug, welches bei ihr zu Hause keinerlei Verwendung mehr hatte, aus Berlin nach Kapstadt kommen.

Ein kleiner, aber für mich großer Erfolg war, dass sie nach meiner dritten Woche im Center freiwillig am Freitag zu mir kam und ein bisschen lernen wollte. Sie scheint zu merken, dass sie im Umgang mit einzelnen Buchstaben sicherer geworden ist und sie mit sich selbst zufrieden ist, wenn sie erkennt, dass sie etwas verstanden hat. (4)

Die Arbeit mit ihrer Einzelschülerin war für Jil die faszinierendste und dennoch die schwierigste Aufgabe, da sie immer neue Herausforderungen bereit hielt. (4)

Hin und wieder luden Jil und Daniel einige Kinder aus dem Township für ein Wochenende zu sich nach Hause ein, sodass sie ein paar weitere Tage, eben auch außerhalb der Öffnungszeiten des Centers, abseits von den gefährlichen Straßen in Sicherheit gewogen wurden. Gemeinsam spielten sie, malten, kochten, schauten Filme an und taten das, was das Kinderherz sonst begehrt. So konnten die Kinder selbst einmal ihren Tag planen, frei über ihn entscheiden, dabei kreativ

sein und eventuell sogar den Alltag im Township für kurze Zeit ausblenden. Obwohl das Haus, in dem die beiden wohnten, nicht sehr groß schien, war es stets gut besucht. Zwei Freiwillige, die sich ebenfalls in den benachbarten Townships sozial engagierten, waren zu jeder Zeit bei Jil und Daniel herzlich willkommen. Immer wieder tauschten die vier sich über die Arbeit aus, motivierten sich gegenseitig, wenn es bei jemandem ein seelisches Tief gab und fuhren häufig zum Wochenende in das Zentrum von Kapstadt. Nach und nach verbanden sie enge Freundschaften, welche Jil nicht missen mochte. Touren in die umliegenden Städte und Dörfer zu machen, sich frei bewegen zu können, ist in der Umgebung ein großes Privileg. Und dieses kam Jil und Daniel durch das Auto zu, welches ihnen dort zur Verfügung gestellt wurde. Alle Wege, die aus dem Haus der zwei hinausführten – etwa zur Arbeit –, waren so gefährlich, dass es ihnen vertraglich von der Entsendeorganisation strikt untersagt worden war, sich anderweitig fortzubewegen. Beide schätzen sich sehr glücklich, da das Auto nicht nur Sicherheit bedeutete, sondern auch allerlei Möglichkeiten bot, neben der Arbeit auf andere Gedanken zu kommen und Abwechslung erleben zu können. Nur wenige Kilometer des Tafelbergs trennten das Elend im Township vom Luxus in Kapstadts Zentrum. Den Kontrast zwischen ihnen erlebte Jil immer wieder als den von abstrusen „zwei Parallelwelten.“ (8)

In der freien Zeit und in ihrem Urlaub erlebte Jil Fantastisches, nie vorher Gesehenes wie zahllose Ausflüge nach Kapstadt, Johannesburg, Stellenbosch, Cape Agulhas, in Landschaften und Nationalparks mit vielfältigen Tier- und Pflanzenwelten, Feste für Sport und Musik, abenteuerlustige und adrenalinreiche Aktivitäten, Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen. Die Rückkehr zu den Aufgaben, Kindern und Mitarbeitern verlor sie dennoch nicht aus den Augen. Die Vorfreude darauf begleitete sie selbst in ihrem Urlaub, denn das Arbeiten dort empfand sie immer wieder als „erfüllend“ und „bereichernd“ zugleich. (1)

Neben dem zeitintensiven Einzelunterricht gab Jil für die Vorschulkinder vormittags Computerkurse. Die Kinder waren zwischen fünf und sechs Jahren alt und wurden mithilfe eines gespendeten Computerprogramms in Englisch gelehrt. Wenig später wurden ihr zwanzig weitere Schüler im Alter von neun bis dreizehn Jahren zugeteilt. Das Ziel des Unterrichts, den Jil gestaltete, war es, die Mädchen und Jungen auf englischsprachige Schulen schicken zu können, die häufig einen besseren Weg in Richtung Zukunft ebneten. Zudem kümmerte sich Jil um die sogenannte „morning class“. In der „morning class“ waren die Kinder, welche die Schule aus verschiedenen Beweggründen abgebrochen oder nie besucht hatten. Ganztags wurden sie im Center betreut und auf den Lernstoff vorbereitet, der nach der angestrebten Einschulung oder anderenfalls

Wiedereinschulung auf sie zukam. Das Problem lag jedoch bei diesen Kindern auch noch oft an anderer Stelle und dort wurde Jil ebenso tätig. Aufgrund fehlender Geburtsurkunden der Kinder oder Identifikationen der Mütter waren die Schulen nicht bereit, sie aufzunehmen. So bemühte sich Jil bei den Ämtern und in Krankenhäusern um alle nötigen Dokumente, fuhr zu den Schulen und erkundigte sich nach freien Plätzen unterschiedlicher Klassenstufen. Ein schwieriger Kampf, nach dem sie es am Ende geschafft hatte, sieben von zwölf Kindern aus der „morning class“ einzuschulen zu lassen.

In den wöchentlichen, von Jil organisierten Meetings, stellte sich heraus, dass es zunehmend mehr Kinder waren, welche Opfer von Missbrauch wurden. Nicht in allen, aber in vielen Fällen erfuhr sie es nicht von den Mitarbeitern, sondern direkt von den Kindern selbst. Um von Anbeginn eine radikale Veränderung zu bewirken, bräuchte es weitaus mehr Unterstützung, als dort zur Verfügung stand. Je näher Jil sich mit der Situation beschäftigte, desto eher wurde sie sich des trüben Bildes bewusst, das sich auf Grund der fehlenden Aufklärung abzeichnete. Es gab zwar mehrere Stellen, ganze Center, die sich speziell um vergewaltigte Kinder kümmerten, aber in sehr vielen Fällen war die Hilfe zu gering und erst recht zu spät angesetzt. Jil nahm sich der Kinder im Center an und suchte Sozialarbeiter auf, welche speziell für Missbrauchsfälle geschult waren. Doch schnell zeigten sich die völlig unzureichenden Kapazitäten. Vor allem an ausgebildeten Sozialarbeitern mangelte es. Jil wollte trotz dieser Probleme tätig werden. Sie machte Stellen ausfindig, forderte Hilfe ein, brachte die Kinder zu den Sozialarbeitern und wieder zurück. Unzählige Fahrten. Zusammen gingen sie in die Krankenhäuser, denn die medizinischen Tests wie etwa auf HIV waren immer wieder dringend geboten. Es war ein Zittern und Warten auf die Diagnose und darauf, wie lange es dauerte, bis dieser Weg erneut gegangen werden musste. Im Laufe der Monate nahm sich Jil weitere Arbeitsbereiche an, denn einen standardisierten Arbeitstag gab es nicht. So gut wie jeden Tag standen neue Herausforderungen an, eben „das, was der Tag bringt.“ (8)

Im Oktober begann Jil mit Hausbesuchen bei Familien. Einige wenige Kinder hatten Pateneltern, zumeist in Deutschland, die sie unterstützten. Um sich für die Patenberichte neben der schulischen und charakterlichen Entwicklung ebenfalls ein Bild von den Verhältnissen zu Hause machen zu können, fuhr sie bei den Familien persönlich vorbei. Zum großen Teil war es für sie erschreckend, was sie sah und trotzdem immer überraschend, mit welcher Freude und Offenheit sie willkommen geheißen wurde. Die allermeisten Unterkünfte im Township bestanden aus Wellblechen und waren, so gut es ging, von den Menschen zu einer Hütte hergerichtet. Wasser- oder Stromanschluss gab es nur an einzelnen Anlaufstellen.

Häufig stand innerhalb einer Familie nicht genügend Essen zur Verfügung. Auch der wenigen, zumeist aussichtslosen Zukunftsperspektiven waren sich viele bewusst und dennoch waren sie stolz, stolz auf das, was sie hatten.

Wenigstens einmal in der Woche, dafür hatte sich Jil eingesetzt, besuchte sie zusammen mit Lyabona deren Mutter, die nicht weit vom Center im Township wohnte. Noch immer war sie alkoholabhängig, sodass das Mädchen nun in einer Pflegefamilie lebte. Zusätzlich fuhr Jil sie wöchentlich in ein Center eines benachbarten Townships, in dem Kinder mit Missbrauchserfahrungen wie Lyabona eine spezielle Hilfe und Betreuung bekamen. Gelegentlich verbrachten die zwei das Wochenende gemeinsam mit Daniel. Es war ein behütetes Umfeld, das das junge Mädchen in ähnlicher Weise nur noch im Center fand. Aus diesem Grund lag es Jil sehr am Herzen, ihr das Gefühl zu geben, dass sie mit ihr über alles sprechen könne und zudem ihr immer helfen würde. (6) Dieses Gefühl der schlichten Fürsorge hatte sie mit ihrer langen Liste an grausamen Erfahrungen in den elf Jahren viel zu selten zu spüren bekommen. Wie wichtig es ist, offen über etwas zu sprechen, einen aufrichtigen Zuhörer zu haben, somit vieles verarbeiten zu können, hatte Jil in der Zeit selber am eigenen Leib erfahren und verinnerlicht.

Ich mache vieles gerne alleine und spreche über Dinge, die mich bedrücken, eher selten. Nicht weil mir das Vertrauen fehlt, sondern einfach weil ich vieles lieber mit mir selber ausmache. Dies wurde oft von meinen Freunden kritisiert. In diesem Jahr habe ich jedoch so viel erlebt und gesehen, sowohl positives, als auch negatives, über das es sich zu sprechen gelohnt hat. (1)

Im Dezember entwickelten Jil und eine weitere Freiwillige, die ihr bereits sehr ans Herz gewachsen war, die Idee, eine kleine Bücherei im Center aufzubauen. Kinder und Jugendliche könnten sich im Lesen festigen, Verantwortung lernen und Erwachsene sich weiterbilden. Nach einer großen Bücherspende war es den beiden tatsächlich gelungen, das Vorhaben umzusetzen und verschiedenste Literatur für die Menschen zugänglich zu machen. Ein Projekt, welches Jil erfolgreich vollenden konnte und ihr viel bedeutet, denn in einem Interview gab sie eindeutig zu verstehen, wie beschwerlich es wäre, dort einen Plan erfolgreich und fortbestehend umzusetzen. (8) Ab März wurde die Organisation der Nachmittagsbetreuung, auch „after care“, Jil übertragen. Es war das größte Projekt im Center iThemba Labantu. Eine große Verantwortung und viel Zeitmanagement waren hier gefordert, denn die Aktivitäten von insgesamt 250 Kindern zwischen sechs und vierzehn Jahren und die der Lehrer mussten koordiniert werden. Die Hausaufgabenbetreuung und ein anschließendes, breit

gefächertes Freizeitprogramm der „after care“, beispielsweise mit Musik- und Tanzunterricht, Fußball, Leseclub und weiteres dienten dazu, die Kinder soweit es geht, von Drogen, Kriminalität, Gewalt, Missbrauch oder Verwicklungen in Bandenkriegen fernzuhalten. Allen Kindern sollte ein sicheres Gefühl vermittelt und ein schöner Tag bereitet werden. (2) Eine gewaltige Aufgabe, die Jil als solche erkannte, und trotzdem war ihr auch hier eines besonders wichtig, „dass ich mir Zeit nehme, wenn sie mit mir über etwas sprechen wollen [...]“. (2) Durch Erzählungen und Erfahrungen war sie sich dessen bewusst, dass es den Kindern in vielen Fällen an Aufmerksamkeit und Ansprechpartnern, denen sie sich anvertrauen konnten, in den Familien fehlte. Doch diesen Ort, so klein er auch verglichen mit dem Elend war, empfand Jil immer wieder als eine Friedensinsel. Eine Friedensinsel, die Tag für Tag jedes Kind willkommen heißt. Jil selbst fand nach stressigen, mühseligen Tagen hier bei den Kindern und der Arbeit ihren ganz eigenen Frieden und neue Motivation für kommende Tage. (8)

Rückkehr und Zukunft

Der 15. August 2014, Ankunft in Berlin, das Jahr in Südafrika ist vorbei. Jil konnte ein Jahr lang den Kindern im Township helfen und sie fördern. Sie war Lehrerin, Organisatorin, Freundin, Vertraute und Spielgefährtin. Auch für sie selbst war das Jahr in Südafrika bedeutsam. Sie hat Erfahrungen gesammelt und sich weiterentwickelt. Sie kennt jetzt besser ihre Stärken, Schwächen und Grenzen. Die Vorstellungen über ihre weitere berufliche Entwicklung haben sich gefestigt. Doch hier stellt sich die eigene, ganz anders geartete Problematik. Ihre Zukunft kann sie nicht aktiv nach ihren Wünschen und ihrem sozialen Engagement gestalten. Der erreichte Abiturdurchschnitt liegt bei 2,3 und somit verweigern die Hochschulen Jil den Zugang zu den von ihr gewünschten Studienrichtungen Psychologie und soziale Arbeit.

Ihr Wille, ihr Selbstbewusstsein und ihr unerschöpflicher Tatendrang werden sie sicher zu ihren Zielen führen.¹



Abb. 2: Jil

1 Die Namen von allen Verwandten, Freunden und Bekannten wurden im Text aus Datenschutzgründen geändert.

Quellenverzeichnis

1. *Jil F. (2014):* Abschlussbericht. Jil F. – ökumenisches Freiwilligen Jahr in Südafrika, Kapstadt. S. 1–8
2. *Jil F. (2014):* Halbzeit Weltweit. Jil F. In: Bei Menschen Weltweit, Jg. 2014, H. 1, S. 55–57.
3. *Jil F. (2014):* Patenbericht.
4. *Jil F. (2013):* Rundbrief 1.
5. *Jil F. (2014):* Rundbrief 2.
6. *Jil F. (2014):* Rundbrief 4.
7. *Grobe, Julia:* Interview mit Anette (29.6.2014), unveröffentlichtes Protokoll.
8. *Grobe, Julia:* Interview mit Jil F. (18.9.2014), unveröffentlichtes Protokoll.
9. *Zeugnis der F.-Grundschule 3. Klasse (2003):* Jil F.
10. *Zeugnis der F.-Grundschule 4. Klasse (2004):* Jil F.
11. *Zeugnis der F.-Grundschule 6. Klasse (2006):* Jil F.

Abbildungen

Privateigentum von Jil und der Autorin.

Epilog

Anne Dieter

Die „volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit“ (Art. 26 AEMR¹) ist heute ein weithin anerkanntes menschenrechtlich verankertes Postulat. Gleichwohl hat jeder Mensch „Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, in der allein die freie und volle Entwicklung seiner Persönlichkeit möglich ist“ (Art. 29 AEMR). Diese Forderungen sind mit der eingangs des Buches aufgegriffenen These von Manfred Spitzer „*Werde nicht nur, der Du bist, sondern erkenne Dich selbst und hilf den anderen!*“ uneingeschränkt kompatibel.

Auch wenn der Einzelne einen genetischen Bauplan erbt und in ein soziales Umfeld hineingeboren wird, auf das er während der entscheidenden Jahre keinerlei Einfluss hat, so ist er doch lebenslang lernfähig. Gerade in einer demokratischen Bildungsgesellschaft hat der erwachsene Mensch die Möglichkeit, sein lebenslanges Lernvermögen für sich selbst, aber auch gegenwarts- und zukunftsorientiert zum Wohl des Kindes zu nutzen. Dieses Lernen beinhaltet keineswegs nur die Aneignung von Maßnahmen und Verhaltensregeln. Es bezieht sich vor allem auf die Entwicklung sozialer Fähigkeiten, einschließlich einer gefühls- und bedürfnisorientierten Kommunikation, und deren alltägliche Anwendung, denn das Kind lernt am besten durch Erleben und spielerisches Anwenden des Wahrgenommenen.

Biografien erzählen von ganz persönlich gelebtem Leben. Sie bieten einen reichhaltigen Fundus an Informationen über die Wechselwirkung von sozialer Interaktion zwischen Kind und Umwelt einerseits und Charakterbildung andererseits. Da jeder der Autoren dieses Bandes eine starke, ihn inspirierende Persönlichkeit für seine Skizze ausgewählt hat, ist es naheliegend, nach charakterstärkenden Einflüssen in deren kindlicher Entwicklung zu suchen. So sehr sich Ort und Zeit ihrer Geburt, die gesellschaftlichen Verhältnisse und das soziale Umfeld unterschieden, so verschieden ihre Interessen, Fähigkeiten und Wünsche auch waren, so lassen sich doch eine Reihe von ähnlichen persönlichkeitsstärkenden Aspekten in den Lebensläufen erkennen wie erlebte Geborgenheit, Raum und Zeit zum Spielen, Anregungen

1 Resolution der Generalversammlung der Vereinten Nationen 217 A (III). Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (AEMR) vom 10. Dezember 1948.

und persönlicher Zuwendung, gemeinsame Erlebnisse, vorgelebte Regeln und Rituale statt Zwänge, Bestätigung und Anerkennung für erfolgreiches Handeln, gegenseitige Achtung u. v. m. Das zwischenmenschliche Verhalten und Handeln wirkt sich maßgeblich auf die kindliche Entwicklung aus und diese wiederum ist das Fundament für das weitere Leben.

Biografisches Erzählen als Sinnsuche bietet den Rezipienten auch aus dieser Perspektive vielfältige Anregungen für eine die Generationen und Kulturen übergreifende Lebensgestaltung und trägt dazu bei, dass und vor allem wie gelernt werden kann, menschenrechtliche Werte zu leben.

Autoren und Teilnehmer

am Publikationsseminar „Biografische Skizzen“ des StudiumPlus der Universität Potsdam im Wintersemester 2014/2015

Berner, Franziska Erziehungswissenschaften/Anglistik, 7. FS

Dieter, Anne Historikerin, Mediatorin, Dozentin in Schlüsselqualifikationen an der Philosophische Fakultät, Universität Potsdam

Ehrenberg, Jana Soziologie/Philosophie, 5. FS

Giubilato, Nicolo Erziehungswissenschaften/Germanistik, 5. FS

Grobe, Julia Linguistik, 5. FS

Hahn, Janine Erziehungswissenschaften/Philosophie, 7. FS

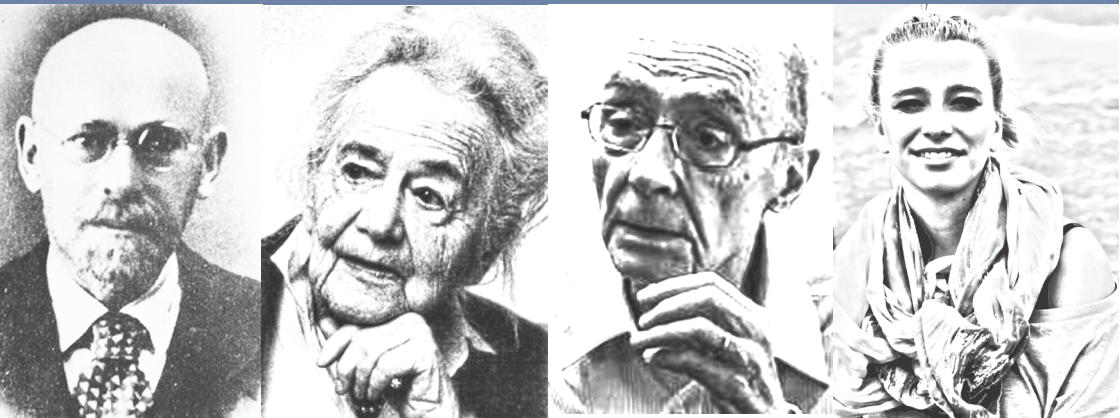
Lambert, Jasmin Anglistik/Russistik, 9. FS

Leontinowa, Sophia Linguistik, 5. FS

Utech, Henry Erziehungswissenschaften/Germanistik, 5. FS



Seminarteilnehmer und Autoren (v. l.): Jasmin Lambert, Julia Grobe, Anne Dieter, Sophia Leontiowa, Henry Utech, Jana Ehrenberg, Franziska Berner



Zu kleine Kinderschuhe zwingen ein, zu große geben keinen Halt. Liebe, Fürsorge und Mitgefühl helfen, die jeweils passenden Kinderschuhe zu finden. In ihnen lernt das Kind am besten, seine individuellen Fähigkeiten zu entfalten, sie in die Gemeinschaft einzubringen und seinen eigenen Weg zu finden. Der Band spannt einen Bogen von neurowissenschaftlichen Erkenntnissen und Grundfragen des Biografierens über Porträts von Persönlichkeiten bis hin zu gelebten menschenrechtlichen Werten.

Die Autoren und Autorinnen, Studierende der Universität Potsdam, gehen auf Spurensuche und fragen, wie die von ihnen vorgestellten Menschen zu denen wurden, die sie waren oder sind, ob und wie sie sich selbst fanden, ihre persönlichen Fähigkeiten entfalteteten und anderen halfen. Sie stoßen auf kraftschenkende Kindheiten und erlebtes Glück, auf Authentizität, Verantwortung und Gleichwürdigkeit ebenso wie auf Schicksalsschläge, Ablehnung und Unrecht, auf Wünsche und Sehnsüchte, innere Zerrissenheit und Schmerz, vor allem aber auf die individuellen und sozialen Stärken dieser Persönlichkeiten.

ISBN 978-3-86956-327-5



9 783869 563275

